

Münchener Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

JANUAR · NR. 81 · 5. 1. 2019 – 1. 2. 2019 · www.muenchner-feuilleton.de

Einfach mal weitermachen

Nicht nur der Münchner Kulturreferent wurde gerade aus den eigenen Reihen bestellt. Weist da irgendetwas mutig und innovativ in die Zukunft?

Grafik: Jürgen Katzenberger

THOMAS BETZ

Das kleine München kann stolz sein. Das britische Magazin »Monocle« kürte es im Juli 2018 zur lebenswertesten Stadt der Welt. Stets führend im deutschen Städteranking der »Wirtschaftswoche«, muss München freilich aufpassen, dass es nicht demnächst von Ingolstadt überholt wird (2017 Platz 1 in Konjunkturdynamik) oder von Darmstadt (2017 Platz 1 in Zukunftsfähigkeit).

Deutschlands Nummer eins ist das gewachsene Millionendorf bekanntlich auch in der Wertschöpfung auf dem Feld der Kultur- und Kreativwirtschaft. Unter dieser nebulösen Zauberformel subsumiert sich quasi alles »mit Medien«: von der Architektur über Computerspiele bis zur Werbung. Die jungen Werber zieht es nun nach London oder Berlin, hier fehlt es an Subkultur und Freiraum. Deshalb haben Agenturen und die Stadt die Aktion »Take Munich« aufgelegt. 2000 Euro, drei Monate lang, und eine Gratis-Wohnung bietet man 20 Berufseinsteigern, wenn sie ihr Pflichtpraktikum an der Isar absolvieren, um dann vielleicht zu bleiben.

Wer im freien Wachstumswahn nicht mithalten kann, sind die freien Künstlerinnen und Künstler. Um sie kümmert sich das Kulturreferat, das zugleich die Institutionen der

Hochkultur wie die breite kulturelle Bildung fördert und verwaltet. Dessen Leiter, Hans-Georg Küppers, trat nicht mehr zur Wiederwahl an. Der Germanist und Kulturamtsleiter in Städten des Ruhrgebiets und bei der Landesregierung in NRW hat als Zugereister in zwölf Jahren vieles, vor allem eine Flut von Kulturbürgerhäusern, bewirkt, den finanziellen Spielraum gesichert und Förderungsmöglichkeiten für die freie Szene erweitert. Und er brachte Ideen mit, etwa die Initiative »Jedem Kind ein Instrument«. Als Nachfolger hat der Stadtrat nun – Achtung: Risiko! – Küppers' Stellvertreter gewählt, Anton Biebl. Der Vizechef, langjähriger Verwaltungsmann und Stadtdirektor, dankte dem Stadtrat »für seinen Mut zum Experiment. Denn erstmals wird einem Juristen das Kulturreferat anvertraut.« Dass Juristen wiederum gern experimentieren, ist neu. Oberbürgermeister Dieter Reiter schätzt an Biebl »seine Lösungsorientierung, seine Innovationsfreude und seinen unerschütterlichen Humor«. Ersteres wird er brauchen bei der Bewältigung der millionenschweren Großbaustellen, die unter Küppers auf den Weg gebracht wurden: Gasteig-Renovierung, Neubau des Volkstheaters, Neukonzeption des Stadtmuseums. Und natürlich bei

der Never-Ending-Story des Kreativquartiers, dem bald die Künstler wegsterben, die seit dem Tod der Alabamahalle vergeblich auf ein Performing-Arts-Center hoffen. Humor, zweitens, kann helfen, wenn man mit Künstlern wie Valery Gergiev den Dialog auf Augenhöhe führen oder möglichst mutige Hochkaräter wie weiland Matthias Lilienthal neu in der Stadt installieren will. Dass ein Mann aus dem Hintergrund nun den Kurs des Schiffes mit 1.300 Beschäftigten und einem Budget von 220 Millionen Euro bestimmt, muss nicht verkehrt sein. Er kennt die Probleme. Und verursacht keine im laufenden Apparat.

Bei der Monacensia ist der Wechsel ebenfalls vollzogen. Elisabeth Tworek hat in 24 Jahren das Literaturarchiv und die Fachbibliothek mit der Forschung vernetzt, die Generalsanierung gemanagt und das neu konzipierte »literarische Gedächtnis«-Haus für alle geöffnet; auf sie folgt im Januar Anke Buettner, Leiterin der Programm- und Öffentlichkeitsarbeit in der Stadtbibliothek, zu der die Monacensia organisatorisch gehört. Eine »strategische, inhaltliche und organisatorische Weiterentwicklung« steht auf dem Programm.

Auch im Lenbachhaus traten reihenweise Spitzenleute aus der zweiten Reihe an die

Spitze – und zeigten dann die nötige »Innovationsfreude«. Dass aber zweimal in so kurzer Zeit die Entscheidung auf Hausberufungen fiel, die nun ins Rampenlicht geholt werden, lässt doch stutzen. Steckt dahinter mehr als ein Sich-Zufriedengeben mit dem gemeinsamen Nenner? Erhofft man sich so neue Impulse? Es kann leicht auch fad werden vor lauter Gemütlichkeit. Einen Nährboden, um junge Kreativkräfte in der Stadt zu halten, stellt man sich anders vor.

Dass einer Stadt wie München leuchtendere Namen gut anstünden, auch dafür gibt es schließlich hinlänglich Beispiele. Wie ja die innovativsten Künstler Münchens meist Zugewanderte waren. »Stadtkultur muss sich«, meinte 1987 der Ex-Hanser-Lektor und Münchner Kulturreferent Jürgen Kolbe, »der Projektion auf die Zukunft gewiss sein.« Prost Innovation! München hält es derweil lieber mit dem Spruch des Pragmatikers Helmut Schmidt: »Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen«. Eine solche Therapie kann die Stadt sich mit dieser Art Entscheidungen gewiss sparen. Wir warten also ab und halten derweil mit Hilde Domin »dem Wunder leise wie einem Vogel die Hand hin.« ||

IMPRESSUM SEITE 25



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T: 089 48920971

BÜHNE SEITE 4-9

Härte und Poesie: Judith Huber und Lea Ralfs sind die neuen Pathos-Leiterinnen und wollen der freien Bühne ihre Rauheit lassen.

FILM SEITE 12-15

»Arthouse muss man sich leisten können«: Benedikt Böllhoff und Max Frauenknecht verblüffen als Münchner Produzentengespinn mit »Verlorene«, einem etwas anderen Heimatfilm.

LITERATUR SEITE 17-20

Ein tierischer Kampf: Die Jugendbibliothek Schloss Blutenburg zeigt Kindergedichte in Wort und Bild.

LEIB UND LEBEN SEITE 21

Die Wahrheit über die Kosten: Das Aktionsbündnis »Artgerechtes München« ließ den wahren Preis von konventionellen Lebensmitteln ermitteln. Mit erstaunlichen Ergebnissen.

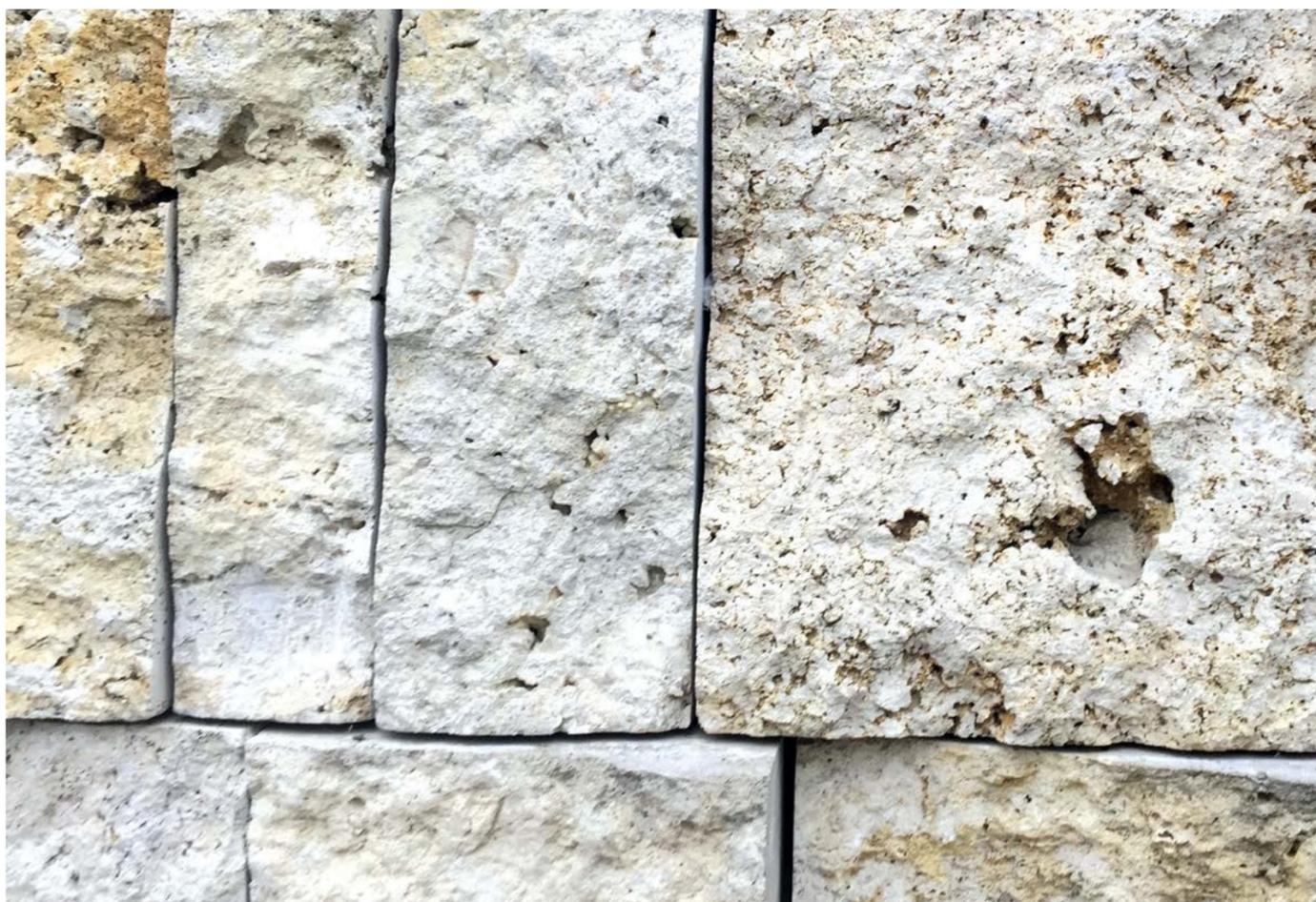
KUNST SEITE 24-25

Magische Bilder: Das Museum Ulm widmet sich dem japanischen Farbholzschnitt und dem Schatten in Kunst und Computerspiel.

MUSIK SEITE 28-31

Eisiger Irrwitz, lässiger Flow: Die whiteBOX wagt sich mit »Out Of The Box« an ein Festival, wie es München noch nicht erlebt hat. Und für Alligatoah ist Rap mehr als dicke Hose.

Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de



»Judenhass ist eine deutsche Konstante«

Das sagt Michel Friedman über das erneute Erstarken des Antisemitismus. Mit jeder neuen Generation nach dem Holocaust sinkt die Hemmschwelle, endlich das auszusprechen, was man eigentlich schon immer vorgedacht bekommen hat. Dagegen hilft nur die aktive Verteidigung demokratischer Werte.

EVA-ELISABETH FISCHER

»IS? Gibt's ned.« Der Beamte im Einwohnermeldeamt soll in der entsprechenden Spalte als Bekenntnis »IS« eintragen. Das ist in diesem Fall keineswegs die Abkürzung für »Islamischer Staat«, sondern für »israelitisch«, wohl weil hierzulande ein »J« für »jüdisch« in einem offiziellen Dokument immer noch unzumutbar wäre. Der Disput darüber eskaliert und gipfelt in Entrüstung: »Wir müssen immer noch für euch zahlen, obwohl ich gar nichts gemacht hab.« Der Mittfünfziger, der so schwer an der Hinterlassenschaft seiner Väter trägt und seinem Ärger darüber Luft macht, hat antijüdische Stereotype wie die vom geldgeilen Juden wohl schon mit der Muttermilch aufgesogen. Wahrscheinlich ohne dass er je einem Juden begegnet wäre, auch weil es in diesem sonst so fremden- und auch flüchtlingsfreundlichen Ort mit seinen 10.000 Einwohnern nach dem Krieg offenbar keinen mehr gab. Das aber spielt keine Rolle, denn Antisemitismus geht immer – mit sehr wenigen, aber auch ganz ohne Juden.

Weltweit werden zwischen 13 und 17 Millionen Juden gezählt, wobei sich die Mär der Weisen von Zion bezüglich der jüdischen Weltverschwörung hartnäckig hält. In Deutschland leben seit der Einwanderung sowjetischer Kontingentflüchtlinge nach 1989 geschätzte 200.000 Juden, wovon knapp die Hälfte Mitglieder der jüdischen Gemeinden sind. Sie machen demnach maximal 0,2, realistisch aber wenig mehr als 0,1 Prozent der Gesamtbevölkerung aus (zu der – nur zum Vergleich – nach offizieller Schätzung auch gut vier Millionen Muslime zählen). Es gibt hier also ebenso wenige Juden wie Jesiden oder Hindus, nur dass die anderen genannten Minderheiten sämtlich nicht die leidvolle gemeinsame

Geschichte von Juden und Deutschen teilen.

Die Münchner Gemeinde zählt derzeit 9.000 Mitglieder (die Hälfte davon aus der ehemaligen UdSSR) und zieht somit nicht einmal gleich mit der Einwohnerzahl des oben genannten Dorfes. Dessen Beamter im Meldeamt musste sich auf Weisung des Bürgermeisters entschuldigen. Das Ergebnis dieser unerfreulichen Episode: Das wird seine Einstellung zu den Juden vermutlich noch verschlimmert haben und das Wenige rechtfertigen, was er von seinen Altvorderen über sie erfahren hat. Was die dachten, lebt in ihren Kindern und Kindeskindern mehr oder weniger latent weiter, allen anderslautenden Beteuerungen zum Trotz. Sie klingt einem noch in den Ohren, die Beschwörungsformel von der Normalität in der Beziehung von Juden und Deutschen. Versöhnungsbereite Philosemiten trugen sie speziell bei Veranstaltungen wie der Woche der Brüderlichkeit seit Mitte der fünfziger Jahre vor. Heute ist stattdessen bei einschlägigen Gelegenheiten allenthalben ein ebenso emphatisches wie sinnentleertes »Nie wieder!« zu hören.

Angekommen im Herzen der Stadt?

Endlich, im November 2008, konnte Charlotte Knobloch, die unermüdete Kultusgemeinde-Präsidentin, freudig verkünden, längst all ihre Koffer, auf denen die allzeit auswanderungsbereiten Juden in Deutschland nach der Schoah zu sitzen pflegten, in München ausgepackt zu haben. Denn nun, mit der Eröffnung der Ohel-Jakob-Synagoge und dem Gemeindezentrum auf dem St.-Jakobsplatz »sind wir Juden angekommen im Herzen der Stadt«. Eine, die sich weitaus zurückhaltender freute und freut, war und ist Rachel Salamander, Tochter jüdischer DPs, deren Lebenswerk sich darin manifestiert, seit 1982 mit den Aktivitäten ihrer »Literaturhandlung« im Land fast ohne Juden jüdische Kultur leb- und sichtbar gemacht zu haben. Sie unterscheidet, vorsichtig wie sie ist, nach wie vor zwischen Deutschen und Juden, was beiderseits nicht gern gehört wird, aber wahrscheinlich realistisch ist.

Charlotte Knobloch jedenfalls würde das, diplomatisch wie sie ist, nie über die Lippen kommen. Aber in jüngster Zeit furchen auch Sorgenfalten die Stirn der Präsidentin angesichts der zunehmenden verbalen wie tätlichen antisemitischen Attacken in Deutschland. Mit Zahlen und Details für München und Bayern hält sie sich bewusst bedeckt, um die Opfer zu schützen. Besonders entsetzt ist sie vom aggressiven Mobbing gegen jüdische Kinder an öffentlichen Schulen, welche nun einzig Schutz in der jüdischen Schule suchten

und fänden. Was manche immer noch nicht glauben wollen, ist Realität: »Jude« hat als Schimpfwort inzwischen dem »Kanaken« den Rang abgelassen, etwa auf Fußballplätzen, ja, überall dort, wo rassistische Mobs die Mehreren und die Stärkeren stellen. Ohne dass die wüssten, was ein Jude überhaupt ist.

Auch deshalb gibt es jetzt einen Antisemitismus-Beauftragten beim Bund: Felix Klein, Jurist, der in gleicher Mission schon beim Auswärtigen Amt wirkte. Und seit der letzten Landtagswahl gibt es einen solchen auch in Bayern. Nachdem Markus Söder seinen Spezl Ludwig Spaenle als Kultusminister verladen hatte, übernahm der als Israelfreund, der auf dem Wissenschaftssektor schon lange intensive Beziehungen zu den israelischen Universitäten unterhält, diese Aufgabe nur allzu gern. Klein und Spaenle beehren die Podiumsdiskussionen zum sogenannten neuen Antisemitismus, die sich jüngst auch in der ehemaligen Stadt der Bewegung häuften, mit ihrer Präsenz und honorigen, wenngleich bisher wenig konkreten Erkenntnissen und Absichtserklärungen.

Bei derlei Gesprächen werden stets dieselben Erscheinungsformen von Judenhass nach ihrem tatsächlichen Vorhandensein und natürlich ihrer Virulenz abgeklopft. So zum Beispiel der islamische Antisemitismus, den eine kluge, weltoffene Muslimin wie die Sprachwissenschaftlerin und Rapperin Reyhan Sahin aka Lady Bitch Ray allerdings ausschließlich bei den Islamisten verortet sehen will. Geschwister-Schöll-Preisträger Götz Aly erzählt ziemlich schnoddrig mit Verweis auf arabische Staaten, in denen Israel- und Judenhass zur politischen Doktrin gehört, von einer Busfahrt mit Syrern in einem Touristenbus zum Holocaustmahnmal in Berlin. Nachdem diese erfahren hatten, dass die Steinquader der Erinnerung an die Ermordung von sechs Millionen Juden dienen, hätten sie bewundernd gefragt, wie sie – die Deutschen – das denn in so kurzer Zeit geschafft hätten. Wobei man bei dieser eisigen Anekdote dann ganz schnell bei der perfidesten und in Deutschland wohl meistdiskutierten Variante des Antisemitismus angelangt wäre – der sogenannten, hierzulande regelrecht als Menschenrecht eingeklagten Israelkritik. Dieser Terminus, für den es in keiner anderen Sprache ein Äquivalent, gibt, ist exklusiv deutsch.

Von der Kritik zum Boykott

Israelkritiker begnügen sich nicht mit der durchaus legitimen Kritik an der israelischen Regierung und deren Anhängern. Nein, sie nehmen Israelkritik wahr als legitimen Protest gegen einen vermeintlichen Unrechtsstaat,

dessen Existenzrecht sie in letzter Konsequenz bestreiten, ohne die historischen Gegebenheiten, die zur Staatsgründung führten, mit zu bedenken. Israelkritik hat ihre Ursprünge im militanten Antizionismus, der zeitgleich mit dem vehementen Antiamerikanismus der Linken 1968 ff. einherging. Mit dem Palästinentertuch um den Hals konnte man Israel guten Gewissens als 51. Staat der USA abfertigen. Spätestens nach dem ersten Libanonkrieg 1982 und dem von christlichen Milizen verübten Massaker in Sabra und Schatila mutierten die Antizionisten zu Israelkritikern. Die konstatierten quasi in einer Schuldumkehr, dass Israel genauso grausam mit seinen Feinden verführe wie seinerzeit die Deutschen mit den Juden umgingen. Auf diese Weise stiehlt sich der Israelkritiker, der im Extremfall – siehe die transnationale Kampagne »Boycott, Desinvestitionen und Sanktionen« (BDS) – zum Israel-Boycott aufruft, aus seiner Verantwortung für seine eigene Geschichte. Gleichzeitig nimmt er jeden in Deutschland lebenden Juden ganz selbstverständlich für die israelische Politik in die Pflicht. Schützenhilfe erfährt Israelkritik in den bürgerlichen Medien, die sich bei der Analyse ihrer nicht selten einseitigen Berichterstattung besonders gern jüdischer/israelischer Historiker als Kronzeugen ihrer gelegentlich haarspalterischen Argumentation bedienen. Zum Beispiel in der Bemühung, aufklärerisch zu differenzieren zwischen den Begriffen Jude (schlimm genug), Israeli (schlimmer), Zionist (am schlimmsten).

Der Antiisraelismus, der neue Antisemitismus, sie bleiben letztlich immer die alten, die von Generation zu Generation mutierenden Varianten der immer gleichen Vorurteile und Stereotype, aktualisiert gemäß der jeweiligen Wahrnehmung der politischen Fähnrisse. Schändete man in den Sechzigern jüdische Friedhöfe, attackiert man heute die Menschen. Auch der sogenannte neue Antisemitismus

nährt sich von (Vor-)Urteilen, geboren aus Missgunst, Neid und den damit einhergehenden Minderwertigkeitsgefühlen, wie das der Historiker Götz Aly so trefflich in seinem Buch »Europa gegen die Juden. 1880–1945« analysiert hat. Damit geht einher, dass mit jeder neuen Generation nach dem Holocaust die Hemmschwelle sinkt und damit die Schamlosigkeit wächst, endlich das auszusprechen oder auch den Geschmähten einzuprügeln, was man eigentlich schon immer vorgedacht bekommen hat. Dagegen hilft nur eines, die aktive Verteidigung demokratischer Werte, wie sie der im französischen Exil geborene, seit 1974 in Deutschland eingebürgerte Jurist, Publizist und Fernsehmoderator Michel Friedman propagiert. »Die Würde des Menschen ist unantastbar«, zitiert der derzeit wohl brillanteste Analytiker in Sachen Antisemitismus in Deutschland aus der Sicht des Betroffenen, aber auch des CDU-Politikers bei einer Podiumsdiskussion im Jüdischen Gemeindezentrum und fragt rhetorisch ins Publikum: »Kann ich mich auf Sie verlassen?«

Friedman sieht in der Wahrung der Menschenrechte und der demokratischen Werte die einzige Chance, rassistischen und damit auch judenfeindlichen Attacken die Stirn zu bieten. Allein, gelegentlich muss man an der Wirkmacht ebendieser demokratischen Werte zweifeln. Dann nämlich, wenn eine antidemokratische Partei wie die AfD ganz demokratisch in den Bundestag gewählt werden kann und einer ihrer Vordenker im Bundestag ungestraft den Nationalsozialismus als »Vogelschiss« in der ruhmreichen 1000-jährigen deutschen Geschichte kleinreden darf. Das sollte niemand hinnehmen, der sich als »Demokrat« bezeichnet. Wie Michel Friedman sagt: »Alles, was wir diskutieren, ist furchtbar. Aber wir sind nicht zwischen 1933 und 1945. Ich habe mich entschieden, in Deutschland zu sein. Also muss ich mich einmischen.« ||



Der Sockel der Synagoge am Münchner St.-Jakobs-Platz erinnert an die Klagemauer, den einzig erhaltenen Teil des Tempels in Jerusalem | © cp

Radikale und ihre wohlmeinenden Relativierer

CHRIS SCHINKE

»So traurig es ist, bin ich mir angesichts der nicht enden wollenden Saga, die der Antisemitismus ist, sicher, dass bis zum Erscheinen dieses Buches neue Beispiele von Antisemitismus auftreten werden, die Teil dieser Schilderung hätten werden sollen.« Dieser Satz ist zu Beginn von Deborah Lipstadts Untersuchung »Der neue Antisemitismus« zu lesen. Sie erschien am 2. November. Nur wenige Tage zuvor, am 27. Oktober 2018 drang der 46-jährige Robert Gregory Bowers, bewaffnet mit einem halb automatischen Maschinengewehr und drei Pistolen in die Tree-of-Life-Synagoge im US-amerikanischen Pittsburgh ein und ermordete elf Gemeindemitglieder, verwundete sieben schwer. Der Mann hatte sich in einschlägigen Internetforen radikalisiert und beschloss Ende Oktober zur Tat zu schreiten. In einem Post auf dem sozialen Netzwerk Gab schrieb er am Tag des Attentats: »Ich kann nicht zusehen, wie meine Leute abgeschlachtet werden. Scheiß auf eure Sicht der Dinge, ich gehe rein.« Gemeint war die Synagoge im beschaulichen Stadtteil Squirrel Hill, in der zum Tatzeitpunkt der Schabbat-Gottesdienst abgehalten wurde.

Der blutige Anschlag auf die Tree-of-Life-Synagoge hat es als Erwähnung nicht in das Endmanuskript der Historikerin und Holocaustforscherin Deborah Lipstadt geschafft. Er liefert heute den deprimirenden Nachweis der absoluten Dringlichkeit, die von Lipstadts Schaffen ausgeht.

Weltweit in die Schlagzeilen gelangte die 1947 in New York geborene Publizistin, als der britische Holocaustleugner David Irving sie wegen von ihr getätigter Aussagen vor einem Londoner Gericht wegen Verleumdung verklagte. Das Urteil des Prozesses bestätigte

Die Historikerin und Holocaustforscherin Deborah Lipstadt nimmt in ihrem Buch »Der neue Antisemitismus« eine Untersuchung des Phänomens vor – und sieht die Gefahr auch bei politisch Linken.

jedoch, dass Irving historische Fakten tatsächlich systematisch manipuliert hatte. Lipstadt bekam in allen wesentlichen Punkten Recht.

Seitdem ist die Forscherin nicht müde geworden, weiterhin gegen jede Form von Antisemitismus anzuschreiben. Sie tut es auch in ihrer neuen, im Berlin Verlag erschienenen Arbeit. Sei es bei rechten Verschwörungstheoretikern, Islamisten und auch bei der politischen Linken. Gerade bei den vermeintlich progressiven Kräften sieht Lipstadt ein besonders großes, da unreflektiertes antisemitisches Potential, das allzu oft unter dem Deckmantelchen der Israelkritik oder des Antizionismus daherkommt und in Wirklichkeit althergebrachte antisemitische Klischees wie das des rachsüchtigen Juden bedient und in den Diskurs zurückschleust.

In einer fiktiven Dialogsituation mit zwei ihrer Studenten dröselte die US-Professorin das Phänomen des zeitgenössischen Antisemitismus auf. Besonderes Unwesen treibt dieser, so Lipstadt, mitunter an Universitäten. Israelischstämmige und

auch amerikanische Juden müssen sich dort immer häufiger für die israelische (Siedlungs-)Politik rechtfertigen. Die BDS-Kampagne (Boycott, Deinvestitionen, Sanktionen) und ihre – auch hierzulande aktiven – Rädelführer treten hier in besonderen Druck ausübender Weise hervor. Bemerkenswert erscheint Lipstadt vor allem der Umstand,

dass Vertreter von Ländern, die ähnliche oder schärfere außenpolitische Maßnahmen verfolgen, etwa Russland, China oder Indien, nicht in den Fokus der BDS-Kritik geraten – eine, so Lipstadt nicht hinnehmbare Doppelmoral, die auch zunehmend politisches Personal wie den britischen Labour-Parteiführer Jeremy Corbyn befällt – jüngst kam über den englischen Linken-Chef heraus, dass er an einer Kranzniederlegung und Ehrung

für die palästinensischen Attentäter des Münchner Olympia-Anschlags teilgenommen hatte. Zunächst stritt Corbyn alle Vorwürfe ab. Als Fotos von seinem Auftritt veröffentlicht wurden, an dem auch Mitglieder der Terrororganisation Hamas teilgenommen hatten, beschwichtigte und relativierte er sein Mitwirken an der Ehrung der sogenannten Märtyrer. Lipstadt hierzu: »Solange wir Antisemitismus nicht einmal in unseren eigenen Reihen erkennen, wird unser Kampf gegen ihn vergeblich sein.«

Der Attentäter der Tree-of-Life-Gemeinde war ein politisch rechts stehender Trump-Anhänger und Verschwörungstheoretiker. Gerade auch Rechtsradikale und islamistische Gesinnte profitieren von einem Umfeld, in dem Antisemitismus gedeiht und von gesellschaftlich fortschrittlich eingestellten Kräften entweder unbewusst befördert oder aber beschönigt wird. Deborah Lipstadt sieht hier noch viel Arbeit auf uns zukommen. ||



DEBORAH LIPSTADT:
DER NEUE
ANTISEMITISMUS
Piper, 2018
304 Seiten
24,00 Euro

Andreas Kriegenburg zeigt »Der Spieler«: erst fulminanter Parforceritt, dann zäher Abgesang.

GABRIELLA LORENZ

Geld ist Hab und Gut, ist Guthaben, ist Haben und Sein. Geld ist Stärke, aber auch Schuld, Geld ist die Sonnenseite, ein Leben first class. Wer um Geld spielt, spielt um sein Leben. Das tun alle Casino-Besucher im deutschen Kurort Roulettenburg, Russen, Deutsche, Franzosen. Nur ein Engländer wird nicht von Sucht, Schulden und Gier getrieben in Fjodor Dostojewskijs Roman »Der Spieler«, der 1868 erschien. Dostojewski war selbst seit 1862 spielsüchtig und stets verschuldet, hetzte rastlos durch Casinos in Wiesbaden, Bad Homburg und der Schweiz. Der Roman wurde für ihn zur Befreiung und Aufarbeitung. Andreas Kriegenburg hat ihn im Residenztheater inszeniert: eine dreistündige, fiebrige Erzählung des Protagonisten Alexej, der als Hauslehrer eines russischen Generals in Roulettenburg auch der Sucht verfällt.

Harald B. Thor baute eine Drehbühne: Im erhöhten Zentrum thront der durchgehend bespielte Roulettetisch, eine Spinne im Netz. Von ihm führen sechs Bretterstege zu sparsam möblierten kleinen Plattformen. Hier ein Bett, da ein Sofa, dort zwei Sessel, gekühlter Champagner stets griffbereit. Unter dem Metallgerüst ein Edelfundus für Haute-Couture: Zwischen Kleiderstangen und Nobelmarken-Tüten wechseln die Schauspieler ihre eleganten Kostüme (Andrea Schraad).

Auf diesem kreisenden Glücksrad entwirft Kriegenburg in den ersten zwei von drei Stunden das Szenario der dekadenten Gesellschaft aus der Perspektive Alexejs. Thomas Lettow absolviert eine unfassbare Textmenge in wahnsinnigem Sprechtempo, das anfangs den Zuschauer überfordert. Zumal an der Rampe immer wieder Darsteller eine Rhythmusgruppe bilden oder an Mikros leise und kurz singen. Der geschwätige Alexej liebt Polina, die Stieftochter des Generals, der ihr Erbe durchgebracht hat. Lilith Häßle mit wallenden roten Locken lässt als launische, kapriziöse Kokotte Alexej nach Belieben springen. Sie hat ein berechnendes Verhältnis mit dem windi-

Geld oder Leben

gen Marquis des Grioux (Philippe Dechamps). Dessen Begleiterin Mademoiselle Blanche ist mit dem General verlobt: Hanna Scheibe bleibt zunächst ein meist stummes, ikonisches Role-Model für High Society, im zweiten Teil spielt sie die leichtlebige, verschwenderische Abenteurerin aus. Thomas Loibls General ist eine Wucht: zwischen Dummheit, Stolz, Weinerlichkeit und Altmännerhörigkeit bis zum Wahnsinnsanfall. Alle sind Hochstapler und warten nur auf den Tod der alten, kranken Erbtante Antonida.

Die erscheint dann putzmunter und resolut mit der ehrfurchtgebietenden Präsenz von Charlotte Schwab – und verfällt auf Anhieb der Magie des Roulettes. Ein Video zeigt den Spieltisch in Großaufnahme: Die Lust und Gier in Schwabs Gesicht sind umwerfend. Als sie alles verspielt hat, bricht sie in würdevoller Selbsterkenntnis Stück für Stück in die Knie. Die großartige Charlotte Schwab ist das Herzstück der Aufführung.

Bis zur Pause inszeniert Kriegenburg rasenden Stillstand im Leerlauf, trotz hektischer Bewegung mehr Illustration des Geschilderten als Aktion. Danach steht das Rad wirklich still, es herrscht Endzeit-Depression. Der Kristalllüster liegt auf dem Spieltisch, die Pleitiers suchen ihr letztes Geld für eine Fahrkarte nach Paris. Der mysteriöse Mr. Astley (Thomas



Auch Antonida (Charlotte Schwab, auf der Leinwand) verfällt wie die anderen (Ensemble) der Magie des Roulette | © Matthias Horn

Gräßle), ein stiller Verehrer Polinas, hilft aus, dafür überlässt ihm Alexej die Geliebte und entschwindet mit Blanche, deretwegen der verzweifelte General sich umbringen will. Trotz einer Glückssträhne Alexejs im Spiel ist alles Glück längst dahin. Und trotz der virtuoson Schauspieler zieht sich die letzte Stunde als quälend zäher Abgesang. ||

DER SPIELER

Residenztheater | 13. Januar | 15 Uhr | 19. Januar | 19.30 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Reinliche Geister

STEPHANIE METZGER

Sie klammern sich an Ordnung und System wie ferngesteuerte Puppen, Sie und Er. Von einer Reise kommen sie nach Hause, packen aus, putzen, kochen. Verteidigen die Sauberkeit eines Großstadtlifts mit viel Edelstahl und gepflegtem Grün gegen den Schmutz und das Chaos der Welt. Aber so sehr sie das Innen gegen das Außen abschotten, so unübersehbar ist Letzteres immer schon da. Denn Sie und Er reden davon. In einer

In »Victory Condition« von Chris Thorpe verliert sich ein Paar im globalen Netz unserer Gegenwart.

Art separaten Tonspur, unverbunden mit dem, was sie tun im kalt-kühlen Apartment, das Alex Lowde in den Marstall gebaut hat, sprechen Nora Buzalka und Till Firit den Text von »Victory Condition«. Darin sieht sie sich mit einer Gehirnbildung an einer U-Bahn-Station liegen und zugleich als Angestellte in ein Großraumbüro kommen. Er nimmt als Scharfschütze eine politische Aktivistin ins Visier, die ihm fremd und vertraut zugleich erscheint. Sie berichtet vom rasenden Stillstand, der ihre Kollegen im Büro erstarren ließ, während sich eine Dose Granatapfelschorle zur Chiffre globalisierter Warenströme auswächst. Er beschreibt die Faszination für sein Opfer und glaubt doch an die Mission einer Ausschaltung des politischen Feindes. Immer im Wechsel sprechen die Frau und der Mann, nebeneinander her, ohne Kontakt zu dem, was sie ausführen: Boden wischen, Eier braten, den Tisch decken.

Bis sich Text und Aktion doch nicht mehr trennen lassen und das wohlgeordnete System, das Regisseur Sam Brown

ganz im Auftrag des Autors Chris Thorpe von Beginn an etabliert, Risse bekommt. Dann quillt Essen aus Mündern, Wein über volle Gläser und saugen sich anbehaltene Kleider unter der Dusche mit Wasser voll. Zudem stört immer wieder ein seltsamer Dritter – Essenslieferant, Postbote, Eindringling – die labile Konstruktion.

Der britische, dezidiert politische Performer und Autor Chris Thorpe interessiert sich grundsätzlich für die Konfrontation von Perspektiven und für die so provozierte wie unausweichliche Infragestellung eindeutiger Positionen. In »Victory Condition« überflutet sein vieldeutiger Text über Formationen und Deformationen unserer Gegenwart die Ignoranz privater Zweisamkeit. Das unheimliche Paar kommt trotz seiner physischen Verdrängungsleistung nicht an gegen die realen Verletzungen und digitalen Vernetzungen einer globalisierten Welt. Entsprechend forciert die Inszenierung von Sam Brown mit der konsequenten Zweipoligkeit von Sprechen und Handeln das Bild der Entfremdung. Und die mit dem Stücktitel aufgerufene Teleologie von Computerspielen, in denen es zuallererst um den Sieg geht, wird ersetzt vom Zusammenbruch klarer Ordnung.

Eine Ordnung, die auch das Publikum nicht mehr aufrecht erhalten kann, obwohl ihm von Brown die Perspektive von außen zugewiesen wird. Stehend blickt man durch eine brusthohe Öffnung in den Wohnraum. Ein privilegierter Blick ist das, im Laufe des Abends aber auch immer mehr ein Blick der Ratlosigkeit vor der Rätselhaftigkeit des Textes und dem schnell ermüdenden Spalt zwischen Spiel und Sprechen. Weshalb der nur einstündige Abend bei aller inszenatorischen Konsequenz und trotz des präzisen Spiels der Darsteller Längen entwickelt. So bleibt man doch wieder nur statischer Zuschauer, Voyeur und unberührt. ||



Nora Buzalka und Till Firit in ihrer vordergründig wohlgeordneten Welt
© Armin Smailovic

VICTORY CONDITION

Residenztheater – Marstall | Marstallplatz 5 | 11., 19., 28. Jan.
20 Uhr | Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeige

volks theater

HERAKLES
REGIE: SIMON SOLBERG
AB 7 FEBRUAR 2019
KARTEN 089.523 46 55

Kulturpartner | www.muenchner-volkstheater.de

Viel Kunstblut für **nix**



Regisseur und Macbeth Christian Löber mit seinen zwei Ladys Mahin Sadri und Gro Swantje Kohlhof (v.l.)
© Thomas Aurin

GABRIELLA LORENZ

Shakespeares »Macbeth« ist eine ziemlich blutige Tragödie. Weshalb Walter Hess, der experimentierfreudige Doyen der Münchner Kammerspiele, im Schottenrock und mit Blut im Gesicht erst mal die Zuschauer in der ersten Reihe beruhigt und für mögliche Kunstblut-Spritzer auf der Kleidung die segensreiche Wirkung des Fleckenteufels preist. So verweist der iranische Regisseur Amir Reza Koohestani gleich auf sein eigentliches Anliegen, das er mit Herzblut vertritt: Ihm geht es um eine Reflexion über das Theater und die Macht der Sprache, viersprachig demonstriert von deutschsprachigen, iranischen und syrischen Darstellern.

zickt schön komisch auf der Probe und ist wohl gefeuert (was nicht recht klar wird), jetzt soll die neue Liebe (Mahin Sadri) übernehmen. Die singt wunderschön melancholisch auf Farsi, aber mit der deutschen Aussprache hapert's. Als der Mac-Regisseur vorschlägt, Farsi zu sprechen, wehrt sie sich: Sie wolle verstanden werden.

Sprachprobleme auch bei der Leseprobe mit den beiden Syrern: »Ohne uns wäre das nicht politisch«, kontert einer. Vor den Urinalen labert dagegen Stefan Merki seine Kollegen endlos voll mit der gefühligen Interpretation seiner Banquo-Rolle, auf den Riesenspiegeln sieht man ihn später als Geist des

In den Kammerspielen scheitert Regisseur Amir Reza Koohestani an seiner Überschreibung von »Macbeth«.

Er inszeniert nicht »Macbeth«, sondern eine chaotische Probensituation. Der Macbeth-Darsteller Christian Löber ist gleichzeitig der Regisseur, der verzweifelt versucht, die Aufführung zu retten. Auf der Drehbühne (Mitra Nadjmabadi) sieht man wechselweise ein steril weiß gekacheltes Herrenklo und ein ebenso weißes Bad mit großen Spiegeln, auf der anderen Seite ein Bett, das sich Macbeth mit seiner jeweiligen Lady teilt. Er hat deren zwei und ist offenbar mit beiden privat liiert: Die Blonde (Gro Swantje Kohlhof)

Mordopfers. Im Bad wäscht Macbeth seine blutigen Hände und sein T-Shirt. Christian Löber hat keine Chance, zwischen dem halb hysterischen Regisseur und dem paranoid-tragischen Macbeth eine Balance zu finden. Die Musikerin Polina Lapkovskaja, bekannt als Polyester, singt düster-wuchtig mit viel Synthesizer-Unterstützung die Hexenbeschwörungen, dazu wabern Videos eines Waldes (Birnam?) und Vulkanlava.

Macbeths Königsmord löst eine Eskalation tödlicher Gewalt aus. Sein Blick auf den Nahost-Krieg mag Koohestani angeregt haben. Doch er erzählt das Drama nicht, traut dem Text nicht. Sondern scheitert mit seinen Meta-Überlagerungen am Sprachgewirr und den unterschiedlichen Ebenen, die sich nicht mischen. Die Beziehungen der Figuren bleiben unklar, die Charaktere undefiniert. Nur die Sprechkultur von Walter Hess vermittelt einen Hauch von Shakespeare.

Für eine schlechte Backstage-Komödie ist »Macbeth« nicht der geeignete Stoff. Über diese Tragödie erfährt man hier nur, dass sie ziemlich blutig ist. Blut lässt sich im gekachelten Bad leicht wegwischen, sogar ohne Fleckenteufel. Und die erste Reihe hat auch nichts abgekriegt. ||

MACBETH

Kammer 1 | 9. Januar | 20 Uhr | 13. Januar | 19 Uhr | 27. Januar | 16 Uhr | Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de

Leerlauf mit Diskursschnipseln

Rabih Mroué inszeniert mit »Kill the Audience« einen radikal erkenntnisfreien Sitzmarathon.



Eva Löbau erläutert fachkundig das MG 42 | © Judith Buss

PETRA HALLMAYER

Es war ein Eklat, der Münchner Theatergeschichte geschrieben hat: Am Ende der legendären Premiere von Peter Weiss' »Viet Nam Diskurs« forderte 1968 Wolfgang Neuss als Conférencier im Werkraum die Zuschauer auf, Geld zu spenden, um Waffen für den Vietcong zu kaufen. Es kam zum hitzigen Streit zwischen dem Intendanten August Everding und den Regisseuren Peter Stein und Wolfgang Schwiedrzik. Das Stück wurde abgesetzt und Stein entlassen.

Viele Regisseure seufzen nostalgisch, wenn sie daran denken: Ach, wie aufregend politisch war das Theater doch der-einst! Wobei man durchaus die ketzerische Frage stellen darf, ob diese Art von Polittheater wirklich so erstrebenswert ist. Der wollte der libanesische Regisseur Rabih Mroué am historischen Spielort nachgehen und dabei zumal die Rolle des Publikums beleuchten. Dafür werden wir in »Kill the Audience«

auf die Bühne gesetzt und die Zuschauertribüne zum Spielort umfunktioniert. Eigentlich hätte dies ein spannender Abend werden können über Kunst und Politik, die Möglichkeiten und Unmöglichkeit Krieg und Leid abzubilden, Fiktion und Realität. Leider aber verglimmen alle darin aufblitzenden Gedanken rasch, und statt uns zur Reflexion anzuregen, versendet die Inszenierung im Leerlauf.

Zum Auftakt gibt uns Eva Löbau eine muntere Einführung in die Waffenkunde und präsentiert ein MG 42, das, wie sie erzählt, von den Spenden bestellt worden sei, doch da die empörten Regisseure München verlassen hatten, im Kammerspiele-Fundus landete und Theaterkarriere als Requisit machte. Wir sehen ein von Schlagzeugdonner und Lichtgewitter begleitetes Massaker an lebensgroßen Zuschauersilhouetten. In einer heillos überdehnten Szene lesen Löbau und Zeynep Bozbay chorisch Ausschnitte aus dem »Viet Nam Diskurs« vor, wozu ein via Video auf die Ränge projiziertes Publikum an den falschen Stellen lacht, klatscht und buht. Wenn die Warnung ertönt »Bereitet euch vor auf das Schlimmste!«, wiegen sich die Reihen schunkelnd.

Die Zuschauer, hören wir, können das Theater »zum Leben erwecken oder killen«. Ohne uns wäre es tot. Wir werden umarmt, geherzt und geküsst und einer harten Geduldprobe ausgesetzt. Nach rund vierzig Minuten animiert man uns, fuderhin die Rolle des Publikums zu spielen, während uns gegenüber Statisten die Reihen füllen. Auf diese Weise, heißt es, könnten wir einmal erfahren, wie es ist, auf einer Bühne »angeschaut zu werden«. Nein, so einfach sind die realen Verhältnisse nicht auszutricksen, lassen sich echte Erfahrungen nicht simulieren. Wir spielen nicht. Wir bleiben, was wir sind. Und als brave Theaterbesucher verharren wir die restlichen dreißig sehr langen Minuten auf unseren Plätzen, lammfromm und vergeblich hoffend, dass noch irgendetwas geschehen wird. Dabei hätten wir es uns gleich denken können: Erst wenn die Spieler, also wir, aufstehen und gehen, ist der Abend endlich aus. Ob sich allerdings künftig noch viele uns nachfolgende Zuschauer diesen radikal erkenntnisfreien Sitzmarathon antun werden, scheint fraglich. ||

KILL THE AUDIENCE

Kammer 3 | 9., 11. Januar | 20 Uhr | 27. Jan. | 19 Uhr | 28. Jan. | 20 Uhr | Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de

Anzeige

GÄRTNER PLATZ THEATER

HEISSER SCHNEE BALL

Uraufführung
DREI MÄNNER IM SCHNEE
Revueoperette von Thomas Pigor

AB 31. JANUAR 2019

TICKETS | TEL +49 (0)89 2185 1960 | www.gaertnerplatztheater.de

Böse Slapsticks

Überzeugend: Christian Stückl treibt Horváths »Glaube Liebe Hoffnung« in die expressionistische Groteske.

Schupo Alfons (Jakob Geßner) bringt Hoffnung in Elisabeths (Nina Steils) Leben | © Gabriela Neeb

GABRIELLA LORENZ

Der Glaube ans Glück kommt Elisabeth bald abhanden auf ihrem unaufhaltsamen Weg nach unten. Dann auch die Liebe, die sie bei einem Polizisten gefunden zu haben meint. Doch die Hoffnung lässt sie trotz aller Niederschläge nicht sinken. Die stirbt zuletzt – und deshalb auch Elisabeth. Sie ist eine der mutigen Fräulein aus Ödön von Horváths Volksstücken, die keine Chancen haben, sie aber nutzen wollen. »Ein kleiner Totentanz«, so nannte Horváth 1936 sein Drama »Glaube Liebe Hoffnung«, das Christian Stückl im Volkstheater zu einer bösen, expressionistischen Groteske verschärfte. Ein gewagtes und gelungenes Experiment.

Stückl hat zusammen mit dem Autor Lukas Kristl straff gekürzt, Szenen umgestellt, Milieus drastisch verändert und aktuell politisiert, Horváths süddeutsche Kunstsprache mit heutigem Vulgär-Straßenjargon durchsetzt. Er spitzt zu, überzeichnet radikal, inszeniert bewusst in Schwarz-Weiß. Er gibt im Sinne der »Me too«-Debatte den Frauenfiguren Selbstbewusstsein gegen die frauenverachten-

den Männer – besonders Elisabeth. Nina Steils spielt sie mit latentem Trotz, nie demütig, egal wie ungerecht man sie behandelt. Und hat am Ende, als man sie nach ihrem Selbstmordversuch wiederbelebt, einen furiosen Ausbruch mit einer gierigen Fressorgie, bei der sie gleichzeitig ihren ganzen Ekel rauskotzt.

Der schwarze Einheitsraum (Bühne und Kostüme: Stefan Hageneier) verändert sich durch eingezogene oder leicht verschobene Wände von der Straße zur Anatomie, zu Behörde, Lokal, Bordell oder Tribunal. Die Miederwaren-Vertreterin Elisabeth will ihren Körper an die Anatomie verkaufen – sie braucht 150 Mark. Der Präparator (Oleg Tikhomirov), ein Stotterer, Taubenfütterer und Insekten Sammler leiht sie ihr – und zeigt sie wegen Betrugs an. Den Job ist sie los. Der verliebte Schupo Alfons lässt sie wegen ihrer Vorstrafe sitzen: Hinreißend will Jakob Geßner sich in tänzelnden Sprüngen und Bodybuilder-Posen als starker Mann beweisen. Nur die Nutten (die dominante Carolin Hartmann und Luise Deborah Daberkow) in schwarzen Lack-



stiefeln und Strapsen, die Stückl aus Horváths Wohlfahrtsempfängerinnen macht, geben zynischen Rat.

In einer grandios hinzuerfundenen Kneipenszene findet sich Elisabeth eingekleimt zwischen dem zigarrenrauchenden, schmierigen Amtsgerichtsrat (Pascal Fligg), der sie verurteilt hat, samt dessen angewidert-verlogener Frau (Daberkow) sowie dem Präparator und dessen vor Frauenhass sabberndem Kollegen (Mauricio Hölzemann). Alle mampfen Würste (»Deutschländer!«) mit Sauerkraut und saufen Bier. Die halsabschnürend dumpfe Bierdimpflichkeit ist stummfilmhaft gruselig – eine baye-

rische Heimatversion vom »Kabinett des Dr. Caligari«. Da schrecken auch mal Leichen in der Pathologie von ihren Bahren hoch. Und als betrunkenes Präparatoren-Duo stolpern immer wieder Tikhomirov und Hölzemann in irrwitzigen Slapsticks über die Bühne. Horváths Naturalismus wird hier erschreckend böse aktualisiert. ||

GLAUBE LIEBE HOFFNUNG
Volkstheater | 12., 13. Jan.
19.30 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

Quasselnde Kerle

Abdullah Kenan Karaca kanalisiert den Redeschwall von David Foster Wallace »Kurze Interviews mit fiesen Männern«.

PETRA HALLMAYER

Ihr Glorienschein als Herren der Schöpfung und der Welt hat mittlerweile seinen Glanz verloren. Männer sind in die Defensive geraten. In David Foster Wallace (fiktiven) »Kurzen Interviews mit fiesen Männern«, in denen die Fragen ausgespart bleiben, dürfen sie ganz ohne Widerrede zu Wort kommen. Aus einigen davon hat Abdullah Kenan Karaca einen Theaterabend gebastelt, und der beginnt mit Witz und Schwung. Die Jungs haben mächtig Spaß – auf ihre Art. Sie kneifen einander in die Brustwarzen, bis sie vor Schmerz aufschreien, treten sich in die Eier und schütten sich dabei aus vor Lachen. Während dröhnend laut »Spirit in the Sky« ertönt, toben die Schauspieler lustvoll wild durch einen Kasten mit Gitterboden (Bühne: Vincent Mesnaritsch), wobei einer ihrer Kerle beständig mit dem Taschenspiegel seine Föhnfrisur richtet. Sie lieben die Frauen, erklären sie im Chor. Was man darunter versteht, ist allerdings Definitionssache. Da beendet einer (Silas Breiding) eine Beziehung mit tolldreisten rhetorischen Salti und fordert schließlich sogar Mitleid für sich ein (»Glaubst du, es zerreißt mich nicht innerlich? Glaubst du, ich leide nicht auch?«). Einen anderen (Jonathan Müller) machen seine Potenzängste so wütend, dass er brutal wird. »Ja, und dann klappt's eigentlich immer ganz prima«, meint er. Wir hören eine lange gagaeske Suada über von der Serie »Verliebt in eine Hexe« inspirierte Masturbationsfantasien, deren in den Wahnsinn mündende Logik es erfordert, im Kopf die Erdrotation anzuhalten, ein System zur Beherrschung des Universums auszutüfeln. In der schaurigsten Passage warnt ein Typ (Jakob Immervoll) wie ein dozierender TV-Therapeut vor »Betroffenheitsreflexen« und fragt, ob eine Vergewaltigung langfristig nicht eine wichtige Erfahrung sein könne.

Wallaces Kerle, die vertraut sind mit den Floskeln des Psychotalks und der Frauenmagazine, erklären sich die Welt zurecht, wie es ihnen gefällt. Seine großmäuligen, traurig kleinen Männer sind makaber komisch und nernend quasslig. Karaca versucht ihre Redeschwalle immer wieder spielerisch aufzulockern, indem er sie auf mehrere Sprecher verteilt oder von Turnübungen begleiten lässt. Dadurch jedoch nimmt er mitunter den Monologen ihre monomanische Wucht. Manch ein

Regieeinfall passt nicht, so wenn die Freunde zur sexistischen Erörterung der »feministisch-Slash-postfeministischen Erwartungshaltung« von Frauen wie kleine Buben aufgeregt im Taschenlampenschein die Köpfe zusammenstecken.

Für einige von Wallaces Texten sind diese Buddies zu jung (und nicht entsprechend sozialisiert). Es fehlt ihnen das fette Selbstbewusstsein, dass dessen »fiese Männer« noch unter Beschuss demonstrieren. Doch wenn sich etwa ein Sohn an seine Verstörung erinnert, als ihm sein Vater mit dem Schwanz vor dem Gesicht herumwedelte, gewinnt der Abend an Eindringlichkeit. Wenn die Schauspieler das Jungsein ausspielen können, rangeln, raufen, »Fick dich!« brüllen, sind die drei richtig toll. Dann wirkt die Inszenierung stark und stimmig. ||

KURZE INTERVIEWS MIT FIESEN MÄNNERN
Volkstheater | 9., 12., 30. Januar
19.30 Uhr Tickets 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de



Jonathan Müller, Jakob Immervoll und Silas Breiding (v.l.) wollen nur spielen | © Gabriela Neeb

Anzeige

22.2. –
3.3.2019

Stadt Augsburg

brechtfestival.de



Der Mieter (Aurel Manthei) kriecht in die Persönlichkeit seiner Vermieterin | © Armin Smailovic

Blanka Rádóczy beschwört in dem Psychothriller »Der Mieter« im Marstall leise kafkaesken Grusel.

PETRA HALLMAYER

»Es ist eine einmalige Gelegenheit,« erklärt der Vermieter. »Vergessen Sie das nicht.« Der gönnerhaft fiese Biedermann (Joachim Nitz) macht unmissverständlich klar, dass ein Wohnungsangebot eine Gnade ist, angesichts derer man keine Ansprüche stellen darf. Tatsächlich entpuppt sich die Wohnung, die er dem Angestellten offeriert, als ein möbliertes Loch. Die Vermieterin hat sich aus dem Fenster gestürzt und liegt noch im Krankenhaus, aber das ist kein Hinderungsgrund für Trelkovskys Einzug.

Der vermeintliche Glücksfall entwickelt sich in Roland Topors Roman rasch zum Albtraum. Im Rahmen des Arbeiten von Nachwuchsregisseuren präsentierenden »Marstalljahresplans« hat Blanka Rádóczy den Psychothriller, der durch Roman Polanskis Verfilmung berühmt wurde, nun inszeniert. Dafür hat sich die Absolventin der August-Everding-Akademie ein feines Bühnenbild entworfen: Die Wohnung des Mieters liegt als schmaler, mit behängten Kleiderständen und als Bettersatz dienenden Kissens vollgestopfter

Mietshaus terror

Bodenstreifen vor einer mit Plastikplane abgedeckten Fläche. Gegenüber führt im Hausgang, in dem eine gespenstisch dauerpräsenzte Nachbarin (Anna Graenzer) herumwischelt, eine Tür ins Gemeinschaftsklo.

Der Horror beginnt schleichend, nachgerade sanft. Mit seltsamen Geräuschen und Begegnungen mit einem penetrant geschwätzigen, über den Tod schwadronierenden Nachbarn (René Dumont). Nachts geistert eine Frau im Morgenmantel der Vermieterin umher. Grabesruhe ist striktes Gebot im Haus, und bald sieht sich Trelkovsky mit wütendem Klopfen an seinen Wänden und anonymen Anzeigen konfrontiert. Er bemüht sich verzweifelt, ein braver Mieter zu sein, doch seine Anpassungsversuche scheitern in dieser feindlichen, undurchschaubaren Welt. Aurel Manthei als zunächst selbstbewusst feilschender Mieter zeigt dessen zunehmende Einschüchterung wunderbar wehrlos verhuscht.

Unaufdringlich beschwört Rádóczy eine beklemmende kafkaeske Atmosphäre. Dass sich allerdings plötzlich zwei Erzählerstimmen einschalten, just wenn sich der leise Grusel zu bedrohlichen Wahnbildern steigert, wirkt fast ein wenig hilflos, als habe sie dafür keine

Theatersprache gefunden. Doch insgesamt überzeugt die junge Regisseurin mit großem handwerklichem Können und ihrer Fähigkeit, mit wenigen Mitteln Stimmungen zu verdichten. Wie es ihr gelingt, mit präzise gesetzten kleinen Details die banale Alltagsrealität ins Surreale zu verrücken, das ist beeindruckend.

Für die nur knapp einstündige Aufführung hat sie die Vorlage stark gekürzt, was leider zu einigen zusätzlichen Unklarheiten führt. Wirklich durchschauen aber muss und soll man das Geschehen nicht. Sind es der Vermieter und die Nachbarn, die Trelkovsky dazu treiben, sich in einen Wiedergänger der Vermieterin zu verwandeln? Ist es seine eigene Paranoia? Letztlich kann jeder selbst entscheiden, ob er in »Der Mieter« eher die Fallstudie eines psychisch Kranken oder eine moderne Horrorgeschichte über die identitätszerstörende Macht eines unerbittlichen Anpassungsdrucks sehen will. ||

DER MIETER

Residenztheater – Marstall | Marstallplatz 5
17., 31. Januar | 20 Uhr | Tickets: 089 21851940
www.residenztheater.de

Der König bleibt stumm

Sebastian Brummer und Moses Wolff hängen einen Liederabend an König Ludwig II. auf.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

»Ein ewiges Rätsel will ich bleiben«, tönt es immer wieder durchs kleine Kellertheater Hofspielhaus, wo das Publikum um einen Flügel drapiert wurde. Die Stimme kommt vom Band, denn Oliver Rolf Tobias, der in der blauen Königsuniform mit umflortem Blick den tragischen bayerischen König markiert, blicket stumm aus seiner Ecke. Höchstens grummelt er mal leise in sich hinein, zu sehr geht ihm das ganze Außenvolk auf die Nerven. Auch die Subalternen Franz (Richard Wiedl) und Wälse (Barbara Sauter), beide Kolaric mit Nachnamen, weder verwandt noch verschwägert, was zumindest der brave Franz gerne ändern würde. Einer alten Sitte folgend lädt der König am Dreikönigstag ein Paar aus seinem Gefolge an seine Tafel ein. Das wird – wenn es diesen Brauch überhaupt jemals

gab – sicher standesgemäß aus dem Adel gekommen sein. Groß genug war so ein Hofstaat ja. Autor und Regisseur Sebastian Brummer und Koautor Moses Wolff gefällt es nun aber, die Diener an den Tisch des traurigen Bayernkönigs zu setzen. Essen tut er aber nicht mit ihnen, er will schließlich seine Ruhe haben. Franz und Wälse ficht das nicht an. Sie können nun in prächtige Gewänder gekleidet, mit einer Weißwurst in der Hand, in Ruhe darüber sinnieren, wie schön Ludwig die polytechnischen Nachrichten hätte abonnieren können, wenn er denn König gewesen sein wäre. Und rumschnüffeln, was da so rumliegt im königlichen Haushalt. Dabei stoßen sie vor allem auf Noten mehr oder weniger vergessener Lieder von Komponisten aus dem 19. Jahrhundert. Die hat Richard Wiedl ausgegraben,

der sie dann abwechselnd mit Barbara Sauter mit einnehmender Stimme vorträgt. Dabei liefern die beiden sich einen Schlagabtausch, der einem vorkommt wie die Intrigen auf einer Provinzopernbühne im vorvorigen Jahrhundert. Zumindest stellt man sich die so vor. Dazu haut Sophie Mengele als Cilli beherzt und begeistert in die Tasten und bringt den Schuss ironischen Abstand rein, der dem Abend sonst fehlt, bis er schließlich in schwülstigen Königsworten endet. Trotzdem ist Ludwig ein rechtes Rätsel geblieben. ||

ZU TISCH BEI KÖNIG LUDWIG II.

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 6., 13. Jan.
18 Uhr | 10., 17., 24. Jan., 14. Feb. | 20 Uhr
Tickets: 089 24209333 | www.hofspielhaus.de

Happy End im Herbst des Lebens

Heidelinde Weis vermeidet in ihrer Inszenierung von »Jahre später, gleiche Zeit« platte Komik.

HANNES S. MACHER

Verheiratet sind sie zwar, aber nicht miteinander. Doch Doris und George feiern alle Jahre wieder am 25. November in Erinnerung an ihr erstes Date eine Liebesnacht. Inzwischen begehen sie bereits das 25. Jubiläum. Vieles hat sich im Verlaufe dieses Vierteljahrhunderts, in dem der Seitensprung zur Tradition wurde, geändert: Es gab berufliche und familiäre Crashes. Die Kinder aus beiden Ehen gehen eigene Wege. Doris hat eine schwere Krankheit überwunden und startet nach ihrer Scheidung zu ihrem zweiten Frühling durch. George, inzwischen Witwer, ist von einer Zufallsbekanntschaft wieder einmal Vater geworden. Freilich, nicht nur die Zipperlein plagen ihn, sondern auch der schleichende Verlust der Haarpracht, des Hör- und Sehvermögens, vor allem jedoch die nachlassende Manneskraft.

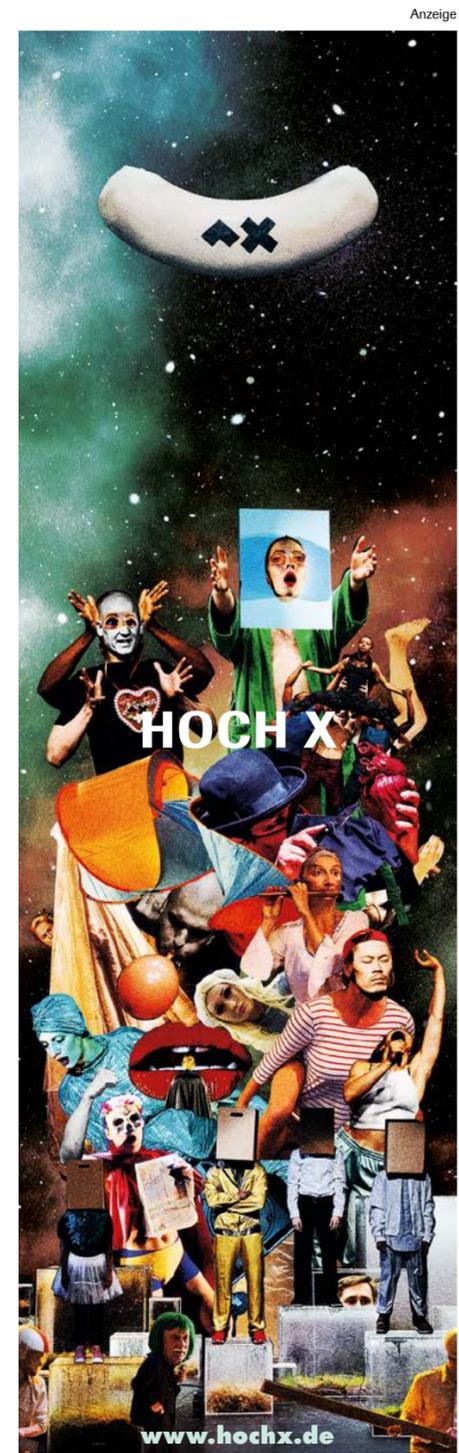
Der Plot in »Jahre später, gleiche Zeit« des kanadischen Erfolgsautors Bernard Slade ist ideal, um aus dieser Story eine die Lachmuskeln strapazierende Tragikomödie zu destillieren. Doch Regisseurin Heidelinde Weis reduzierte in ihrer mit viel feinem Witz und flott servierten Lebensweisheiten durchtränkten Inszenierung das Potenzdebakel auf ein Mindestmaß und richtete stattdessen ihren melancholischen Blick auf die Malaisen des Alterns der beiden Verliebten, die am Ende die Eheringe tauschen. Die gemeinsame Zukunft kann beginnen.

Weis schuf trotz ein paar trivialer Lustspiel-ingredienten eine berührende Aufführung. In Thomas Peknys Einheitsbühnenbild eines biedereren 1950er-Lofts brillieren Heiner Lauterbach und Dominique Lorenz als alterndes Seitensprungpaar. Vor allem, wenn Lauter-

bach in den sechs Stationen seines Abstiegs vom heißblütigen Lover zum pflegebedürftigen Rentner als Filou und kauziger Gentleman mit treuem Dackelblick bei Doris und dem Publikum um emotionale Unterstützung heischt, während Dominique Lorenz sowohl mit weiblichem Charme als auch mit knallharter Frauenpower ihren Weg geht. Eine Boulevardkomödie mit Tiefgang. ||

JAHRE SPÄTER, GLEICHE ZEIT

Komödie im Bayerischen Hof | Promenadeplatz 6 | bis 24. Februar | Mo. bis Sa. 19.30 Uhr, So. u. Feiertage 18 Uhr | 5. Jan. | 15 Uhr
6. Jan. 19.30 Uhr | 12. Jan. | 16 Uhr | keine Vorstellung 4., 5., 14., 15. & 16. Feb. | Tickets: 089 292810 www.komoedie-muenchen.de



Anzeige

Micha Purucker und Zufit Simon zeigen in einem Doppelabend tollen Tanz, der die Materie durchsichtig macht.

Anatomie und Melancholie

SABINE LEUCHT

Zwei Frauen liegen aufeinander, während Fredrik Oloffssons Musik zirpt, schmatzt und tickt. Die eine ist Lois Alexander, die andere Zufit Simon, die »Adom Modulations« auch choreografiert hat. 12 Jahre und mehr als 30 (inter)nationale Gastspiele ist das her. Nun kommt das Duett in einem »Double Bill – Purucker/Simon« taufisch in München an, als halbstündiges Intro vor zwei ebenso langen Soli.

Der Abend als Ganzes ist ein Fest des Tanzes geworden, in dem Mikro-Bewegungen eine Re-Lektüre des Körpers ermöglichen. In Micha Puruckers unter dem Titel »Dark Angels« zusammengefassten Soli zu Interviews mit verstorbenen Berühmtheiten gelingt dem slowakischen Performer und bildenden Künstler Michal Heriban eine luzide Verschwisterung des Tanzes mit der Bildhauerei: Für das 2017 uraufgeführte »Deviant Answers – Local Time« scheint er die menschliche Anatomie in ihre Bestandteile zerlegt und wieder zusammengesetzt zu haben. Zwar ist er voll bekleidet, doch wenn er in Zeitlupe den Raum durchmisst, wie auf einen unsichtbaren Reiz hin eine Schulter fallen lässt oder das Becken leicht kippt, kann man sehen, wie diese winzigen Verschiebungen im Organismus Wellen schlagen und versteht den Vorgang des Gehens und den Begriff Tiefenentspannung neu. Er allein – meist mit dem Rücken zum Zuschauer – im leeren Raum des Schwere Reiter ist bereits eine Schau. Da braucht es die Projektionen seines Konterfeis

auf die Rückwand eigentlich ebenso wenig wie die eingesprochenen Brocken eines Interviews mit David Bowie.

Was der Architekt in Micha Purucker zwischen Bild, Sprache und Tanz erzeugen will, sieht man ohnehin erst in Verbindung mit dem zweiten Solo scharf. Die Uraufführung »Es heißt, sie wohnten in kleinen Hotels ...« versteht sich als Annäherung an den französischen Schriftsteller Jean Genet und ist für den Zuschauer anstrengend, weil sich der Tanz hier zur vermeintlichen Klarheit der Worte in Widerspruch setzt und jedweden Versuch der Mustererkennung sabotiert. Heriban wechselt den Duktus, die Geschwindigkeit und Ausrichtung seiner Bewegungen schneller als man deren Charakter definieren kann. Mal zelebriert er ein einzelnes leichtes Nicken des Kopfes, dann wieder krümmt und zuckt sein Körper wie Gollum aus Gier nach dem einen Ring. Was letztlich doch wieder zu Genets Verehrung des Instabilen passt, dessen unstetes Leben zwischen Besserungsanstalten und Publikationsverboten hier mit Zitaten vertreten ist wie »Meine Verwirrung scheint befohlen von der ganzen Natur.«

Da ist Simons »Adom Modulations« viel zugänglicher, aber nicht weniger faszinierend. Ein Kreaturen- und Zeichen-Ballett scheinbar schlafschwerer anmutiger Glieder, bei dem sich die Bewegungen zweier Tänzerinnen mühelos synchronisieren oder sich ihre beiden Körper mit den Köpfen oder Knien voran ineinander verhaken, bis ein unbekannter



Michal Heriban in Micha Puruckers »Es heißt, sie wohnten in kleinen Hotels ...« | Zufit Simons »Adom Modulations« | © Franz Kimmel (2)

dritter entsteht: Dunkle Hieroglyphen oder seltene Vielfüßler im schwarz verhüllten Raum. Der Boden wird dabei nie verlassen. Es ist evolutionsbiologisch die Zeit vor dem aufrechten Gang, die Zeit der Amöbe, der Flossen- oder Schlangenbewegungen und des Seitwärtsrobbers als Was-auch-immer. Man sieht weiche Wellen und hart phrasierte Sequenzen, die von offenbar hochmotorisierten Sitzhockern, in den Boden gerammten Zehen oder nach oben geworfenen Armen ausgehen. Aber auch bretharte, auf Kante gestellte Wäscheklammern und stummes

Staunen über das Dasein. Denn immer wieder heben Simon und Alexander die Köpfe und beschauen die Situation, in der sie gerade sind. Zwischen Kreatur und Kultur so viel fluide Präzision, witziger Ernst und schöne Melancholie! ||

NÄCHSTES STÜCK VON ZUFIT SIMON:
»GONE«

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114
17.–19. Januar | 20 Uhr | Tickets: 089 7211015,
www.schwerereiter.de

T rashfantasie

THOMAS BETZ

Ein Anfang, wie er sympathischer nicht sein könnte. Alle Tänzerinnen und Tänzer treten an die Rampe und sagen nacheinander, wen sie darstellen: das Gift, den Dolch, Julia. Die eine nennt die Rolle, die sie schon in einer Choreografie verkörpert hat, eine andere meint, dass sie noch nie zu dieser Musik getanzt hat, ein anderer sagt: »Wir sind alle Julia.« Dabei strahlen sie in hautfarbenen Trikots mit transparenten Brustteilen und überdimensionalen Schulter- und Po-Polstern. Gewonnen, denkt man, gewitzter kann man eine Dekonstruktion des »Romeo und Julia«-Stoffes kaum beginnen.

Erna Ómarsdóttir und Halla Ólafsdóttir haben sich für ihre Inszenierung am Gärtnerplatztheater eine postdramatische Figurenauf-

Mit dem Gärtnerplatz-Ensemble haben Erna Ómarsdóttir und Halla Ólafsdóttir »Romeo und Julia« dekonstruiert.



Im Blutrausch – »Romeo und Julia« mit dem Ballettensemble des Staatstheaters am Gärtnerplatz | © Marie-Laure Briane

splitterung ausgedacht. Zu einer verkürzten Version von Prokowskys Ballettmusik verlegen sie die Story in einen dystopischen Garten Eden. In dem ständig Blut fließt. Geschrien wird. Sich die Geschlechtergrenzen auflösen.

Ästhetisch bewegt sich das meist in einem Horror- und Splatter-Genre, wie es Ómarsdóttir schon öfter bedient hat – zum Beispiel in dem monströsen »We saw Monsters«, mit dem sie 2012 beim Festival Dance gastierte. Auch hier wird mit abgeschnittenen Händen gespielt, mit Headbanging, Zuckungen und Schreien.

Anders als ihr Kollege Trajal Harrell an den Kammerspielen, der in »Juliet & Romeo« die subtilen Facetten aufnimmt, bleiben die isländischen Choreografinnen bei ihrer bild-

mächtigen Trash-Fantasie. Die Szenerie ist optisch packend, hat zeitgenössisches Flair. Der Stockholmer Bühnenbildner Chrisander Brun hat die offene Bühne mit metallischem Glanz bestückt, einem tränenden Herzen aus Leuchtstoffröhren, Feuergarben, glitzernden Herz-Luftballons und aufblasbaren Party-Palmen. Vor den Podesten, die am Ende als Julias Katafalk dienen, verdichten sich die Körperformationen.

Prokowskys farbige, szenische, emotional charakterisierende Musik, ausdrucksstark interpretiert unter der Leitung von Daniel Gatti, wird hier durchkreuzt durch die Auflösung der individuellen Charaktere und sozialen Stereotypen in ein übergreifendes Gewalt- und Lust-Reich. Ob Cheerleader-Wirbeln,

Kämpfe, Ekstasen – die Bewegungen fesseln selten, auch nicht in demonstrativen Wiederholungen. Drastik, die nicht durchdringt, sondern sich in biederer Variationen erschöpft. Das Problem liegt im Verhältnis von Choreografie und Musik – und in der Choreografie selbst. Selten hat man so viele Aerobic-Elemente gesehen, die so brav auf den Takt gestellt sind, wie hier. ||

**ERNA ÓMARSDÓTTIR/
HALLA ÓLAFSDÓTTIR: »ROMEO UND JULIA«**
Gärtnerplatztheater | Dachauer Str. 114
6. Januar, 18 Uhr; **12./16./24. Jan.**, 19.30 Uhr;
4. Februar, 19.30 Uhr | Tickets: 089 218519-
20/40/60/70, www.gaertnerplatztheater.de

Anzeige

FAIRNESS, NACHHALTIGKEIT, BASISDEMOKRATIE

**GEMEINWOHL
ÖKONOMIE** Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

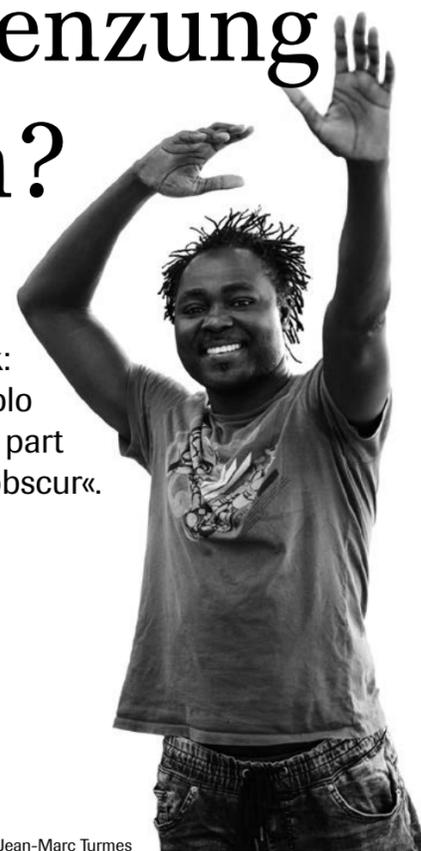
Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3 · 82346 Andechs
Telefon 08157/99 75 9-0
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de



Körper im Herrschaftsraum – zum Solo »Je sors de nulle part mais d'un trou obscur« von Taigué Ahmed | © Katharina Denk

AUSgrenzung aushalten?

Reaktionen auf
den rassistischen Blick:
Taigué Ahmeds Solo
»Je sors de nulle part
mais d'un trou obscur«.



Taigué Ahmed | © Jean-Marc Turmes

SABINE LEUCHT

Zwischen Paris und Burkina Faso ist Taigué Ahmed derzeit schwer zu erwischen. Immerhin tanzt er in Frankreich in einer Gala zu Ehren der Menschenrechte und stellt der UNESCO seine 2005 in N'Djamena gegründete Organisation »Ndam Se Na« (»Gemeinsam Tanzen«) vor, die den in kriegerischen Zeiten wie in der heutigen Diktatur vom Vergessen bedrohten lokalen (Tanz-)Traditionen wieder auf die Beine hilft, Künstler ausbildet und in Flüchtlingslagern im Süden des Tschad Techniken und Überlebenswillen vermittelt. In Burkina Fasos Hauptstadt Ouagadougou präsentiert der Tänzer und Choreograf beim Festival Dialogues de corps gerade sein im Mai 2018 auch in München gezeigtes Gruppenstück »Waignedeh/Morgen« über den Stillstand der Zeit im Dauerprovisorium Flüchtlingscamp – und gibt einen zehntägigen Workshop.

Der Mann aus dem Tschad ist extrem gefragt dieser Tage. Im Januar wird er in München sein Solo »Je sors de nulle part mais d'un trou obscur/Ich komme von nirgendwo, aber aus einem obskuren Loch« fertigstellen. Einen Abend, an dem es um den rassistischen Blick geht und die Schubladen, in die er Menschen steckt, die wie er selbst anders aussehen, anders auftreten und scheinbar nicht dazugehören. Bei unserem ersten Aufeinandertreffen anlässlich seines München-Debüts »Laissez-moi – Eine Blickstörung« (2015) ging es auch schon darum, wie dieser klassifizierende und verletzende Blick das Verhalten des Angeschauten prägt und ob es sich dagegen antanzen lässt. Damals sagte Taigué Ahmed: »Der Schwarze ist immer nur da, um zu tanzen. Und ein schwarzer Tänzer wird immer als traditioneller Tänzer gesehen. Jeder scheint automatisch zu wissen, wo er herkommt und wer er ist.« Einem schwarzen Mann geht es da offenbar ganz ähnlich. Da Taigué Ahmed nicht erreichbar ist, kramt Sarah Israel, seine Lebensgefährtin und Dramaturgin auch des aktuellen Stückes, konkrete Situationen aus den gemeinsamen Erinnerungen, in denen Taigué eine Sonderbehandlung erfuhr. Zum Beispiel werde ihm immer wieder die Frage »Bist du mit dem Boot gekommen?« gestellt. Denn für viele scheint klar: Eine Person, die so aussieht wie er, kann in München nur durch eine Fluchtbewegung angelandet sein. An den Türen von Clubs, sagt Israel, würden er und seine Kumpels häufig zurückgewiesen, und »zuletzt wurde Taigué von der zivilen Polizei in der U-Bahn verfolgt. Man hat ihn gar nicht erst gefragt, wie er heißt und wer er ist, sondern ihn gezwungen sich still zu verhalten, damit die Polizisten selbst den Pass aus seiner Tasche ziehen konnten.«

Wann kommt nach solchen Erfahrungen die Ermüdung, wann die Wut? Wie rebelliert

ein Mensch gegen diese Zuschreibungen? Und, ergänzt Israel: »Gegen wen kämpft er und wer erschöpft sich dabei?« Das sind die Fragen, denen Ahmeds neues Stück nachgeht und denen er sich als Tänzer mit seinem eigenen Körper aussetzt.

Doch während er in dem früheren Solo »Crache mon histoire« (2009) seine eigene Geschichte erzählte, ist »Je sors de nulle part...« weder autobiografisch noch dokumentarisch. Laut Sarah Israel geht es darin eher allgemein um Mechanismen der Ausgrenzung – und mehr noch um die Emotionen, die Reaktionen des Betroffenen darauf«, vermittelt durch Bewegung, durch Tanz. Und da liegen die Wurzeln bei Taigué Ahmed, der bereits als 13-Jähriger Mitglied des tschadischen Nationalballetts wurde, im traditionellen, Alltagsbewegungen integrierenden Tanz, den er nach vielen Besuchen von Workshops und Germaine Acognys Ecole des Sables im Senegal vielfach bricht, fragmentiert, mit zeitgenössischen Elementen verschneidet, zu etwas Drittem transformiert und dabei auch individuellen Bewegungsqualitäten Raum gibt. Außerdem arbeitet er als Tänzer wie Choreograf mit kulturellen Gesten und – vor allem im vorliegenden Fall – mit vielen Wiederholungen, die ihm einen zweiten Blick auf Gestenfolgen oder Bewegungssequenzen erlauben.

Szenische und ausstatterische Details, etwa die »mitspielenden«, die Qualität der Bewegungen beeinflussenden Kostüme betreffend, werden erst in den letzten drei Probenwochen entschieden. Die Musik stammt wie schon bei »Waignedeh« von Benno Heisel. Wie die Videosequenzen der Filmemacherin und Soundkünstlerin Janine Jembere steuert sie ihre eigene Fantasie zum Thema bei. Das Prinzip Wiederholung und graduelle Veränderung aber teilen alle Elemente der Performance. Dabei ist der Einsatz von Videomaterial ein Novum für die Arbeit Taigué Ahmeds. Es wird laut Sarah Israel eine Übersetzung und Ergänzung dessen zeigen, was im Tanz zu sehen sein wird und »zum Beispiel bestimmte Muster und Verhaltensweisen aus dem Alltag der Stadt in den Bühnenraum holen, wie etwa Silhouetten von Menschen, die einfach vorbeigehen und eben nicht interagieren«. Ein Bild der Gleichgültigkeit oder ein Bild des Flusses, in dem der vermeintlich Fremde nicht mitschwimmt. ||

TAIGUÉ AHMED: »JE SORS DE NULLE PART MAIS D'UN TROU OBSCUR«

HochX | Entenbachstr. 37 | **30. Januar** (Voraufführung), **1. und 2. Februar** | 20 Uhr
Tickets: 089 90155102 | www.theater-hochx.de

Anzeige

Sind es
Frostbeulen
oder ist es
Gänsehaut?

11.1. - 3.2.
2019

**Out
Of
The Box**

Raus aus dem Üblichen – unter die Haut.
Das Festival mit Eis-Instrumenten, Unterwasser-Konzerten &
vielen anderen Events. Im Werksviertel-Mitte in München.

Karten und Infos www.OutOfTheBox.art

» Arthouse muss man sich leisten können«

Nach den feucht-fröhlichen Abenteuern »Abschussfahrt« und »Gut zu Vögeln« scheinen Benedikt Böllhoff und Max Frauenknecht ihre filmische Pubertät abgeschlossen zu haben. Jetzt verblüfft das Münchner Produzentengespann mit »Verlorene«, einem etwas anderen Heimatfilm.



Enno Trebs (Valentin) und Maria Dragus (Maria) | © W-film / Bernhard Keller



Benedikt Böllhoff und Max Frauenknecht
© Max Frauenknecht (VIAFILM)

THOMAS LASSONCZYK

Ein Film lebt in erster Linie von seinen Schauspielern. Denn sie sind es, die vom Publikum auf der Leinwand direkt und unmittelbar wahrgenommen werden. Doch auch dem Regisseur, der die Darsteller zu inszenieren hat, kommt eine wichtige Rolle zu, ebenso dem Drehbuchautor, der die Figuren erdacht hat. Doch alle Kreativität nutzt nichts, wenn das gemeinsame Projekt am Geld scheitert. Um diese Finanzierung muss sich der Produzent kümmern, im Vergleich zu den charismatischen Studiobossen Hollywoods hierzulande ein eher unbekanntes Wesen – mit wenigen Ausnahmeerscheinungen wie Horst Wendlandt (verfilmte Edgar Wallace und Karl May) oder Bernd Eichinger (»Der Name der Rose«, »Der Schuh des Manitu«, »Das Parfum«), die auch einer breiten Öffentlichkeit bekannt waren.

Der junge Produzent des 21. Jahrhunderts hält sich dagegen eher im Hintergrund, verzichtet auf das Rampenlicht und lässt stattdessen Taten sprechen – wie etwa Benedikt Böllhoff und Max Frauenknecht. Beide sind Jahrgang 1982 und beide haben, so Frauenknecht, »über die Begeisterung, unterhaltsame, aber auch anspruchsvolle Geschichten erzählen zu wollen«, zum Film gefunden. Kennengelernt haben sich der gebürtige Heilbronner Frauenknecht und der aus Bad Salzuffen stammende Böllhoff während ihres 2004 begonnenen Studiums der Produktion an der Münchner Hochschule für Fernsehen und Film.

Schon zwei Jahre später gründeten die zwei ihre Firma Viafilm, um den Kurzfilm »Das Baby« zu realisieren. Böllhoff erinnert sich: »Damals noch ganz ohne größere Absicht, daraus eine dauerhafte Produktionsfirma zu gründen, sondern eher mit dem Blick für die beste Aufstellung für den anstehenden Film. Wir haben uns dann so gut ergänzt, dass nach und nach neue Projekte kamen.«

Mehr als ein Dutzend Fernseh- und Kinoproduktionen sind in den letzten zwölf Jahren so durch Viafilm entstanden. Auffallend ist dabei die intensive Kooperation mit dem Münchner Produzentenkollegen Christian Becker und dessen Firma Rat Pack, die unter anderem für Millionenseller wie »Fack Ju Göhte« oder »Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer« verantwortlich zeichnete. Diese Zusammenarbeit kommt nicht von ungefähr, wie Max Frauenknecht erläutert: »Christian hat sicherlich einen maßgeblichen Anteil an unserem Werdegang, da er der Erste war, der uns nach dem Studium mit »Das Haus der Krokodile« einen größeren Kinofilm anvertraut hat. Danach konnten wir noch weitere Projekte zusammen realisieren. Bei allem war Vertrauen die Grundlage, um ein erfolgreiches Projekt auf den Weg zu bringen, und bis heute arbeiten wir noch sehr eng mit ihm zusammen, und Christian steht uns immer mit Rat und Tat zur Seite.«

In der jüngeren Vergangenheit machte Viafilm vor allem durch Filme auf sich aufmerksam, die eher das Etikett seichte bis leichte Unterhaltung für Kinder und Teenager

verdienten. Darunter fallen Titel wie die beiden »V8«-Filme von »Wilde Kerle«-Erfinder Joachim Massanek sowie »Abschussfahrt – Vier ist einer zu voll« und »Gut zu Vögeln«.

Jetzt überraschen Böllhoff und Frauenknecht, wohlgemerkt in ihrer Funktion als Produzenten, mit einem mitreißenden Drama, einem beeindruckenden (Anti-)Heimatfilm über eine junge Frau aus der Provinz, die ein düsteres Geheimnis in sich trägt. »Verlorene« ist das mit Tabus brechende Kinodebüt von Felix Hassenfratz und fasziniert durch seine eigenwillige Bildsprache, überzeugende Schauspieler und detailgenaue Milieuschilderung. Böllhoff ist sich im Klaren, dass es sich hierbei um pures Arthousekino handelt: »Wir sind da ganz realistisch und freuen uns über jeden Zuschauer, den man mit einem anspruchsvollen Film erreicht, der in nur wenigen Kinos laufen wird.« Aber die beiden



Maria Dragus (Maria) und Anna Bachmann (Hannah)
© W-film / Bernhard Keller

wollten den Film unbedingt machen: »Wir können wirklich sagen, dass wir über den Regisseur und Autor an den Stoff gekommen sind. Wir wollten mit Felix arbeiten, ihm einen Raum schaffen, seinen Debütfilm zu erzählen. Nach und nach sind wir dann tiefer in die Entwicklung mit eingestiegen und haben den Inhalt auch den unseren werden lassen.«

Inzwischen ist Viafilm auch schon der nächste Coup gelungen. Die Firma konnte mit Kultregisseur Marcus H. Rosenmüller (»Wer früher stirbt, ist länger tot«) den Kinderfilm »Unheimlich perfekte Freunde« (Start: 4. April) umsetzen. Und auch in Zukunft will das Produzentengespann, dessen Büros sich auf dem Bavaria-Filmgelände befinden, mehrgleisig fahren, so Frauenknecht: »Wir werden ein Spektrum von Unterhaltungskino für die breite Zuschauerschaft bis zu spezielleren Arthousefilmen angehen. Wir müssen aber auch ganz klar sagen, dass man sich letztere leisten können muss. Daher gehen wir all unsere Projekte sehr ausgewählt und mit einem Blick auf die Auswertungsmöglichkeiten an.« ||

VERLORENE

Deutschland 2018 | Regie: Felix Hassenfratz
Produktion: Benedikt Böllhoff und Max Frauenknecht | Mit: Maria Dragus, Anna Bachmann, Clemens Schick u. a.
91 Minuten | **Kinostart: 17. Januar**

Anzeige

SSIFF
80TES DORNHUCH
DONOSTIA ZEMALDIA
FESTIVAL DE SAN SEBASTIAN
2019

CARLOS ACOSTA SANTIAGO ALFONSO KEYVIN MARTÍNEZ EDILSON MANUEL OLBERA NUÑEZ LAURA DE LA UZ

Yuli

EIN FILM VON ICÍAR BOLAÍN DREHBUCH PAUL LAVERTY

Inspiriert vom Leben des legendären Ballett-Stars Carlos Acosta und der Autobiografie „No way home“

„Eine mitreißende Hommage an tänzerische Kühnheit!“ ARTECHOCK

„Atemberaubend gefilmt und gespielt, ein umgekehrter Billy Elliot!“ SCREEN DAILY

PREMIERE AM MO. 14. JANUAR, 19 UHR, CITY-KINO
IN ANWESENHEIT VON REGISSEURIN ICÍAR BOLAÍN

www.yuli-der-film.de **AB 17. JANUAR IM KINO** facebook/YuliDerFilm



Valerie Huber und Leia Holtwick in der Neuverfilmung des Klassikers »Immenhof« | © 2018 Concorde Filmverleih GmbH

Trippel trippel, Pony

»Das Abenteuer eines Sommers« ist die Neuauflage des BRD-Klassikers »Die Mädels vom Immenhof«. Regisseurin Sharon von Wietersheim gelingt ein zeitgemäßer und ideologiefreier Relaunch der Heimatfilm-Reihe.

MORITZ ALTMANN

Was für ein Bild! Ein schwarzbrauner Hengst galoppiert, imposant von oben fotografiert, über die hügeligen Weiten Mecklenburg-Vorpommerns. Dann bleibt er, o Schreck!, in einem Bodden stecken, woraus ihn eine langbeinige Schöne mithilfe ihres scheuen Freundes befreit. Ist das eine neue Folge von »Ostwind«? Nein, es ist »Immenhof. Die Abenteuer eines Sommers« und fixt damit todsicher vor allem Teenies an, hält aber auch ältere Damen bei der Stange, die als Kinder Ende der Fünfziger für die unheile Welt junger Mädchen in den alten »Immenhof«-Filmen schwärmten.

Nachdem 1974 der Versuch floppte, an den Erfolg der dreiteiligen Wirtschaftswunderschmonzette anzuknüpfen, ist der »Immenhof« nicht nur dank der filmischen Mittel im digitalen Zeitalter angekommen. Denn »Das Abenteuer eines Sommers« ist kein Remake der »Mädels vom Immenhof« aus dem Jahr 1955, sondern dessen zeitgemäßer und durch-

aus spannender Relaunch, wobei der Plot durchaus noch an das Original erinnert und die Personenkonstellationen sowie manche Namen wiedererkennbar sind.

Sharon von Wietersheim führte Regie und schrieb auch das Drehbuch, wobei die komplizierte Hintergrundgeschichte den Handlungsablauf gelegentlich unnötig bremst. Und in den Dialogen ihrer Filmkids stolpert man über haarsträubende Jugendsprech-Sätze wie diesen: »Wir haben gecheckt, dass du ein ganz Krasser bist.«

Der »ganz Krasse«, das ist Leon aus Berlin, der lässige Wiedergänger des schnöseligen Ethelbert aus den »Mädels vom Immenhof«. Leon macht, anders als jener, auf dem Immenhof nicht Urlaub, sondern feiert im ländlichen Nirgendwo Sozialstunden ab. Mistschippen auf einem abgewrackten Hof wie diesem, das ist schon ein Selfie wert als Post an die geilen Mädels daheim. Dieser

Leon lernt erst allmählich zu schätzen, wie viel Einsatz es die drei verwaisten Schwestern kostet, das Gut als Gnadenbrothof für Pferde und Ponys durchzubringen. Wie denn Leon überhaupt in wenigen Tagen einiges fürs Leben lernt im würdigen Umgang mit Pferden und Menschen.

»Immenhof. Das Abenteuer eines Sommers« meidet dabei jede Schwarz-Weiß-Malerei. Selbst der eiskalte Rennstallbesitzer Jochen Mallinckroth schlägt am Ende versöhnliche Töne an, weil er doch der eigentlich Düpierte ist. Er ist es, der binnen sechs Tagen den Kredit für die Erhaltung des Immenhofs zurückhaben will beziehungsweise als Pfand die wertvolle Stute Holly, Lous Augenster. Lou, das ist die mittlere der drei Schwestern mit Pferdeflüstererqualitäten. Sie hat, so sieht es Mallinckroth, den edlen Cagliostro, den Millionen teuren Champion im Stall, durch ihre Rettungsaktion versaut, kriegt ihn aber

mit Monty-Roberts-Methoden wieder in die Spur und Mallinckroth auf ihre Seite.

Der neue »Immenhof« vermittelt seine Botschaft völlig ideologiefrei, im Gegensatz zum alten »Immenhof«, den subkutan der Ungeist des Nationalsozialismus durchwehte. Die handelnden Personen haben als Prototypen der Stunde Null keine Vergangenheit, so wie ganz Deutschland in den Fünfzigern keine Vergangenheit hatte. Aber die alten Feindbilder haben überlebt. Zum Beispiel in Gestalt des widerlichen jüdischen Pfandleihers, der der grundguten Oma Jantzen die paar lächerlichen Mark verweigert, mit denen sie zur Rettung des Immenhofs beitragen will. Das verwundert nicht wirklich, hatten die Regisseure der ersten beiden »Immenhof«-Filme von dreien, Wolfgang Schleif und das ehemalige NSDAP-Mitglied Volker von Collande, bereits die Nazipropagandafilme mitgestaltet. Sie konnten nach 1945 beruflich ebenso unbehelligt weitermachen wie die älteren Schauspielerinnen und Schauspieler auf den »Immenhof«-Besetzungslisten.

Oma Jantzen, die Grundgute, also ist samt ihren kessen Enkelinnen, die hauptsächlich Ponys reiten und »Trippel, trippel, Pony« singen, drei Folgen lang damit beschäftigt, den Immenhof vor dem Bankrott zu retten. Flüchtlinge aus Ostpreußen sind es (wie auch der ach so tapfere, adelige Jochen Roth), lauter unbescholtene Gutmenschen, die am Ende von Teil drei ein Profiteur des Wirtschaftswunders aus unverschuldeter Not befreit.

Im neuen »Immenhof« unterfüttern ethische Grundsätze über das friedliche Zusammenleben von Mensch und Tier die Geschichte um hübsche Mädchen, erste Liebeshändel und schöne Pferde in schöner Landschaft. Am Ende ist es Lou, die im Sattel von einem Hügel aus dem Wagen nachschaut, in dem der geläuterte Leon abreist, wie einst Robert Redford als Tom Booker seiner Annie. Auch diese optische Reprise verfehlt ihre Wirkung nicht. ||

IMMENHOF

Deutschland 2018 | Regie: Sharon von Wietersheim | Mit: Leia Holtwick, Heiner Lauterbach, Valerie Huber u.a. | 101 Minuten
Kinostart: 17. Januar

Anzeige



Design connects!

9-17 MAR 2019: The German Design Event

www.mcbw.de #mcbw

bayern design

Gefördert durch
Bayerisches Staatsministerium für
Wirtschaft, Landesentwicklung und Energie



Förderer
Landeshauptstadt
München

Gründungspartner
if

BMW GROUP



Partner

Steelcase

STRÖER

Messepartner

Partnerregion

Medienpartner



CREATE BUSINESS!
MCBW for
Professionals

DESIGN SCHAU!
MCBW for
Design Lovers



Killer Queen

Yorgos Lanthimos entfesselt in »The Favourite« eine gekonnte Mischung aus Kostümfilm, Screwball-Comedy und Psychospiel. Das 18. Jahrhundert erscheint darin furchteinflößend zeitgenössisch.

SOFIA GLASL

Queen Anne sitzt öfter im Rollstuhl als auf dem Thron. Schwere Gichtanfälle, 17 Fehlgeburten und eine beachtliche Fresssucht haben sie schwer gebeutelt und zu einer körperlich wie seelisch gebrochenen Frau auf dem emotionalen Niveau eines Kleinkindes gemacht. Nur noch ein ausgeklügeltes System aus Bevormundung und Opportunismus hält den Staat am Laufen.

Genau diesen Moment der hierarchischen Schwerelosigkeit inszeniert und sezient der griechische Regisseur Yorgos Lanthimos in seiner schwarzen Komödie »The Favourite«. In einer tänzerischen Kreuzung aus Kostümfilm, Screwball-Komödie und grausamem Psychospiel zeigt er Queen Anne, die Anfang des 18. Jahrhunderts in Großbritannien an der Macht war. Selbst ihre engsten Vertrauten benutzen sie als Marionette, allen voran Lady Marlborough, eine Freundin aus Kindheitstagen. Als deren Cousine Abigail, gerade ihres Adelstitels beraubt und verarmt, an den Hof kommt und schnell zur Herzdame der Königin aufsteigt, entbrennt eine intrigante Schlacht der beiden Frauen um die Gunst der Queen. Aus einem fragilen Machtgefüge wird ein Liebesdreieck, das den gesamten Staat in Schieflage bringt.

Lanthimos blickt nicht nur in die menschlichen Abgründe, er stürzt sich mit seinen Figuren lachend hinein. In einem anarchischen, emanzipatorischen Gestus feiert er seine überbordende Ausstattung, die rauschenden Kostüme und die lächerlich hohen Perücken und legt so die Perversion dieser

ständigen Inszenierung frei, der die gesamte Aristokratie ausgesetzt und verfallen ist. Der Film lebt vom entfesselten Spiel seiner Hauptdarstellerinnen, allen voran Olivia Colman als Queen Anne.

Hinter all der Garstigkeit und den Launen verleiht sie der Königin einen Rest Menschlichkeit. Gebrochen vom Leben und den Regeln des Hofes leidet sie an ihrem körperlichen wie systemischem Gefängnis. In all dem höfischen Pomp fürchtet sie sich niemals vor Hässlichkeit, wälzt sich zerzaust und enthemmt auf dem Boden und lässt der kreischenden Verzweiflung dieser tieftraurigen Figur freien Lauf.

Wie Feuer spucken die drei Frauen einander die scharfen Dialoge von Deborah Davis und Tony McNamara entgegen und entfachen damit einen Sturm aus Betrug, Lügen und Bosheit. Rachel Weisz als Lady Marlborough und Emma Stone als Abigail fechten in Wortscharmützeln und beim Tontaubenschießen eines der gehässigsten und deshalb unterhaltsamsten Duelle der Filmgeschichte aus. Sie machen Männer zu notwendigen Ärgernissen auf dem Weg an die Macht, das Patriarchat scheint beinahe ausgehebelt. Doch geht es für die Frauen in diesem nach wie vor starren System ums blanke Überleben. Die einzigen Waffen, die ihnen zur Verfügung stehen, sind ihre Verführungskünste und scharfe Worte. Als ein adliger Verehrer sich in Abigails Kammer schleicht und sich trotz offensichtlichem Ansinnen als Gentleman bezeichnet,



Emma Stone als Herzdame der Königin in »The Favourite – Intrigen und Irrsinn« | © Twentieth Century Fox

entgegnet sie trocken: »Also doch ein Vergewaltiger.« Die Sprache ist anachronistisch, in gepuderten Perücken und engem Korsett fluchen sie wie Matrosen und schimpfen einander Schlampe und Fotze. Doch genau dieser Bruch lässt sie so furchteinflößend zeitgenössisch erscheinen. Beim Machtkampf blieben Anstand und Altruismus eben schon immer auf der Strecke. ||

THE FAVOURITE – INTRIGEN UND IRRSINN

Großbritannien 2018 | Regie: Yorgos Lanthimos | Mit: Olivia Colman, Rachel Weisz, Emma Stone, Nicolas Hoult, Mark Gatiss
121 Minuten | **Kinostart: 24. Januar**

Ausgeträumt

Michael Moore widmet sich in »Fahrenheit 11/9« einer völlig zerrütteten amerikanischen Nation – und dennoch gibt es am Ende Hoffnung für die USA.

JULIA WEIGL

Autos sind halt schon wichtig. Vielleicht sogar wichtiger als Menschenleben. Besonders im US-Bundesstaat Michigan, der Heimat des Autoimperiums General Motors. Genau dort sollte die Kleinstadt Flint zum Sinnbild eines maroden Amerikas werden. Die Bevölkerung größtenteils schwarz, die Jobs rar, das Trinkwasser schädlich, weil der amtierende Governor 2014 auf die schlaue Idee kam, das Wasser aus dem sauberen Lake

Huron zu sparen und stattdessen auf das Wasser aus dem anliegenden verseuchten Flint River zurückzugreifen. Die Folge: bleivergiftete Kinder. Das wäre allerdings nicht das Problem, würden nicht plötzlich auch die Autoteile in der GM-Fabrik erodieren. Blöd, denkt der Governor, und versorgt fortan die Fabrik wieder mit sauberem Wasser. Was aber mit den Anwohnern? Klar, die können natürlich weiter Dreck trinken. Man muss ja schließlich aufs Geld schauen.

Der amerikanische Filmemacher Michael Moore kommt selbst aus dieser Stadt. Er kennt das Problem. Er kennt die Umstände. Er kennt die Menschen. Und genau deshalb baut er seinen neuen Dokumentarfilm »Fahrenheit 11/9«, der auf dem Filmfestival in Toronto seine Weltpremiere feierte, auf das Flint-Problem auf. Die Message ist ganz schlicht: Amerika ist im Eimer. Der amerikanische Traum endgültig ausgeträumt. Das Land, geleitet von politischen Fehlentscheidungen, manipuliert von seinen eigens gewählten Heilsbringern. Schuld ist nicht Donald Trump, sondern die Demokraten und allen voran natürlich Barack Obama, der mit seiner Politik das Land auf Trump vorbereitet hat.

In gewohnter Manier spitzt Michael Moore auch in seinem neuen Film Thesen zu, dreht die Fakten, wie er sie braucht. Er vergleicht etwa Trump mit Hitler, die heutigen USA mit Deutschland vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – auf der einen Seite. Auf der anderen zeigt er den Widerstand: Highschool-Schüler aus Parkland, Florida, etwa, die es satt haben, der Spielball der Waffenlobbyisten zu sein; Lehrer aus West Virginia und umliegenden Bundesstaaten, die sich nicht mehr mit einem Hungerlohn und fünf Nebenjobs aufarbeiten wollen; junge und aufstrebende Migrantennachwuchspolitikerinnen, die für einen politischen Wandel in Amerika stehen wollen.

Die Hoffnung hat Moore also noch nicht ganz verloren, aber sie steht auf der Kippe. Wie so vieles in Amerika. Und genau da setzt »Fahrenheit 11/9« an und versucht, Gründe aufzuspüren und Lösungsansätze zu zeigen. Doch Mooreü#ößö wird schnell ausufernd, möchte die Probleme seines Landes in all seinen unzähligen Facetten darstellen. Das ist zu viel, zu kompliziert und oft auch weit hergeholt.

Wäre er doch mit seinem Film in Flint geblieben, hätten sich auch darüber die Missstände Amerikas skizzieren lassen können. Wie etwa von einem Tag auf den anderen eine Stadt



Oben: Filmemacher Michael Moore, unten: Rededuell zwischen Donald Trump und Hillary Clinton während des Präsidentschaftswahlkampfes 2016
© Midwestern Films LLC – All rights reserved

zum Truppenübungsplatz der US-Armee wird. Bewaffnete Soldaten nachts mit Hubschraubern eindringen und rumballern – und am Ende erklären: Na ja, hier gebe es doch so viel Leerstand, und sie müssten ja üben, wie es sich anfühlt in »echten städtischen Zentren« Krieg zu führen. Da kann man nur stauen und den Kopf schütteln. Zumindest das hat Michael Moore wieder einmal geschafft: genau hinzuschauen, Verbindungen herzustellen, zum gemeinsamen Widerstand aufzurufen. ||

FAHRENHEIT 11/9

USA 2018 | Dokumentarfilm | Regie: Michael Moore
128 Minuten | **Kinostart: 17. Januar**

Anzeige

★★★★★ "ZART UND WUNDERBAR" - LA CROIX

PREMIO KUTXABANK - NUEVOS DIRECTORES FESTIVAL DE SAN SEBASTIAN 2017

EIN DORF OHNE MÄNNER. EIN PAKT ZWISCHEN DEN FRAUEN.
DAS MÄDCHEN, DAS LESEN KONNTE

ein Film von MARINE FRANZEN

AB 10. JANUAR IM KINO
www.dasmägdchendaslesenkonnte.de

WIDESCREEN CANAL+ CNC

Verdammt schön

In »Beautiful Boy« blicken Timothée Chalamet und Steve Carell in die hässlichen Abgründe der Sucht – oft bleibt der Film jedoch an der schönen Oberfläche hängen.

ISEULT GRANDJEAN

Dass er ein hübscher Junge ist, hat Timothée Chalamet in »Call Me By Your Name« oder »Lady Bird« bereits eingehend gezeigt. Im Drama »Beautiful Boy« beweist das Hollywood'sche Wunderkind jetzt, dass es nicht nur schön sein kann, sondern auch ganz schön am Ende. Und das Ende jagt bei Regisseur Felix Van Groeningen, der für Filme wie »Belgica« oder »The Broken Circle Breakdown« vielfach ausgezeichnet wurde, stets den Anfang.

Aber von vorn. In einer Novelle aus den Zwanzigern wäre Nic Sheff ein »beautiful boy«, heute würde man ihn wahrscheinlich als heterosexuellen weißen Cis-Teenager aus privilegiertem Oberschicht bezeichnen: Trotz Scheidungskindstatus wächst er behütet auf und hat eine Zusage von jedem einzelnen College, auf das er sich beworben hat; er ist talentiert, gut aussehend, voller Leben – und doch nicht erfüllt. Beim Versuch, das High vergangener Tage zu rekonstruieren, verfällt Nic allem, was ihn genug spüren lässt: Gras, Kokain, LSD, vor allem aber Crystal Meth. Als sein Vater, ein renommierter Journalist, großartig brüchig gespielt von Steve Carell, merkt, dass sein Sohn ihm entgleitet, bricht ein Weltbild für ihn zusammen: Ein abhängiges Kind in dieser perfekten Familie, wie kann das sein? Das ist die erste Moral des Films: Drogenabhängigkeit ist kein Milieuspezifikum, reserviert für ärmliche Haushalte und Sozialfälle – sondern eine Krankheit, die jeden treffen kann. »Sucht ist ein demokratisches Phänomen«, so die Produzentin Dede Gardner.

Und doch ist »Beautiful Boy« kein Film über Drogen. Es ist ein Film über Abhängigkeit – das ist ein Unterschied –, ein Film über Sohn und Vater und vor allem ist es ein Film über Verlust. Schon in einer der ersten Szenen zieht der Vater eine Ausgabe von Fitzgeralds »The Beautiful and Damned« aus Nics Bücherregal – die Geschichte schillernder Charaktere im New York der zwanziger Jahre, deren krankhafte Fixierung auf Vergangenes die Gegenwart vergiftet, wird zum Leitmotiv des Films, der diese Sehnsucht nach verlorener Idylle auch dramaturgisch verfolgt: Nonlineare Erzählstrukturen mit Zeitsprüngen und Flashbacks auf der Leinwand verhindern ebenso wie ein ständiger Blick der Figuren auf ein harmonisches Früher, dass irgendetwas vorankommt; »Rückfälle sind Teil der Genesung«, wird den Charakteren mantraartig versichert. Als Nic etwa zur Hälfte des Films eine bewegende Rede über seinen Entzug hält und sich mit dem Gütesiegel »achtzehn Monate clean« schmückt, schwant vor allem dem aufs filmische Timing bedachten Zuschauer angesichts der sechzig Minuten Restfilm, dass es nicht dabei bleiben wird.

Das Drama, das auf der echten Geschichte des Journalisten David Sheff, seines Sohns und ihren Büchern »Beautiful Boy« und »Tweak« basiert, zeichnet durch diese zirkuläre Erzähl-

weise ein eindringliches Porträt von Sucht und Suchenden, das allein durch die schauspielerischen Leistungen von Chalamet und Carell wahrscheinlich bis zu den Oscars getragen wird; denn mit der auf Gründe statt Folgen fokussierten Annäherung an das Sujet wagt Van Groeningen im Gegensatz zu anderen Drogenfilmen, die oft nur das Stoffliche glorifizieren, einen Blick in die menschliche Psyche. Doch stellenweise bleibt der Film dabei zögernd vor dem Abgrund stehen und suhlt sich stattdessen in seiner visuellen und sonoren Qualität – und verfällt damit letztlich der gleichen Versuchung wie Vater und Sohn, die sich im schönen Schein des Anfangs verfangen. Am Ende die Erkenntnis: »Beautiful Boy« ist eine gelungene Studie einer strachelnden Familie, für einen Film über Abhängigkeit bleibt er jedoch seltsam clean. ||



Timothée Chalamet in »Beautiful Boy« | © 2018 AMAZON CONTENT SERVICES LLC. François Duhamel

ehe in Zeiten des Aufstands

In »Mein liebster Stoff« zeigt die syrische Regisseurin Gaya Jiji eine Jugend zwischen politischer Unruhe und der Sehnsucht nach Romantik.

MATTHIAS PFEIFFER

Eigentlich ein unglaublicher Widerspruch: durch eine arrangierte Ehe in die Freiheit zu gelangen. Für Nahla (Manal Issa) scheint es aber nun so zu laufen. Bei ihr in Damaskus zeigen sich schon die ersten Vorzeichen des brutalen Bürgerkrieges. Es ist also ein perfekter Zeitpunkt, um mit ihrem potentiellen Bräutigam (Saad Lostan) und ihrer Familie das Land zu verlassen. Und es soll nirgends anders hingehen als in die USA. Da könnte er zwar genug junge Frauen finden, doch eine aus der alten Heimat wäre ihm am liebsten. Nahla hat allerdings schon ihren Traummann – nur, ob der existiert, ist nicht ganz sicher.

Mit ihrem Langfilmdebüt »Mein liebster Stoff« verwebt die syrische Filmemacherin Gaya Jiji die verschiedensten Motive. So arbeitet sie in die autobiografisch angehauchte Coming-of-Age-Story den besagten Bürgerkrieg, Feminismus, sexuelles Erwachen und die Macht der Fantasie mit ein. Letzteres Element ist dabei das interessanteste an diesem Film. In Nahlas Leben tritt auf einmal die neue, rätselhafte Nachbarin Madame Jiji (Ula Tabari). Nahla fühlt sich aus unerfindlichen Gründen zu der alleinerziehenden Mutter hingezogen und sucht den Kontakt. Schnell zeigt sich, dass sich im Stockwerk über ihr wirklich eine Parallelwelt aufgetan hat. Genauer gesagt, ein Bordell, das Madame Jiji leitet. Warum sollte sich hier nicht auch ihr Traummann einfinden? So quartiert sie sich nun also in einem der Zimmer ein, um auf ihren Prinzen zu warten.

Gaya Jiji zeigt den käuflichen Sex natürlich nicht als richtige Alternative zum Modell der arrangierten Ehe. Aber die romantisch verklärte Sicht ihrer Hauptfigur fügt dem Gesche-

hen eine fast schon mystische Ebene hinzu, in die man als Zuschauer gern eintaucht.

Leider stehen sich die vielen Motive dann gegenseitig im Weg. Der syrische Bürgerkrieg verkommt zunehmend zum Küchenthema. Nahlas Schwester Line (Nathalie Issa) steht ganz auf der Seite der Rebellen, während die Mutter eine regierungstreue Linie verfolgt. Die Szenen der Konfrontation und die Aufnahme einer Rede Assads wirken im Gesamtzusammenhang eher wie die Pflichtübung, einen politischen Aspekt unterzubringen. Genauso scheint es, dass Jiji mit der maskulin auftretenden Line die Gender-Thematik mit in den Film zu bekommen versucht, auf die sie aber ebenso beiläufig eingeht. Und dann wäre da noch die Beziehung Nahlas zu ihrem Verehrer aus den Staaten. Dass sie kein Interesse an ihm hat, wird schnell klar. Als der sich dann aber für ihre zweite Schwester Myriam (Mariah Tannoury) interessiert, ist es ihr auch wieder nicht recht. Im letzten Drittel des Films nähert sich die Regisseurin dann doch wieder dieser komplizierten Beziehung. Wirklich dahinter kommt man nun aber auch nicht mehr.

Diese Mankos machen »Mein liebster Stoff« natürlich noch nicht zu einem schlechten Film. Man sieht durchaus das Potential Jijis, gute und beeindruckende Langfilme zu drehen – das nächste Mal vielleicht mit mehr Fokus auf weniger. ||

MEIN LIEBSTER STOFF

Frankreich, Deutschland, Türkei 2018 | Regie: Gaya Jiji | Mit: Manal Issa, Ula Tabari u. a. | 95 Minuten | **Kinostart: 10. Januar**



Das Ehepaar Manal Issa und Saad Lostan in »Mein liebster Stoff« | © Grandfilm

BEAUTIFUL BOY

USA 2018 | Regie: Felix Van Groeningen | Mit: Steve Carell, Timothée Chalamet, Maura Tierney u. a. | 121 Minuten
Kinostart: 24. Januar

Anzeige

HOFSPIELHAUS

Mein Theater im Herzen von München

IM JANUAR

RICHARD WIEDL ZU TISCH BEI KÖNIG LUDWIG II

am 06./10./13./17. & 24.01.2019

ANDRÉ HARTMANN MONACO & FRÄNZ

am 04., 25. & 27.01.2019

JAMES KRÜSS DER SÄNGERKRIEG DER HEIDEHASEN

Für alle ab 4 Jahren, am 19. und 27.01.2019

GABI LODERMEIER WE KIIP IN TATSCH

am 19. und 31.01.2019

FALKENTURMSTR. 8 • 80331 MÜNCHEN • 089/24 20 93 33 • INFO@HOFSPIELHAUS.DE

WWW.HOFSPIELHAUS.DE





Frankfurter Ring | Renderings, 2018 | © bauchplan .(

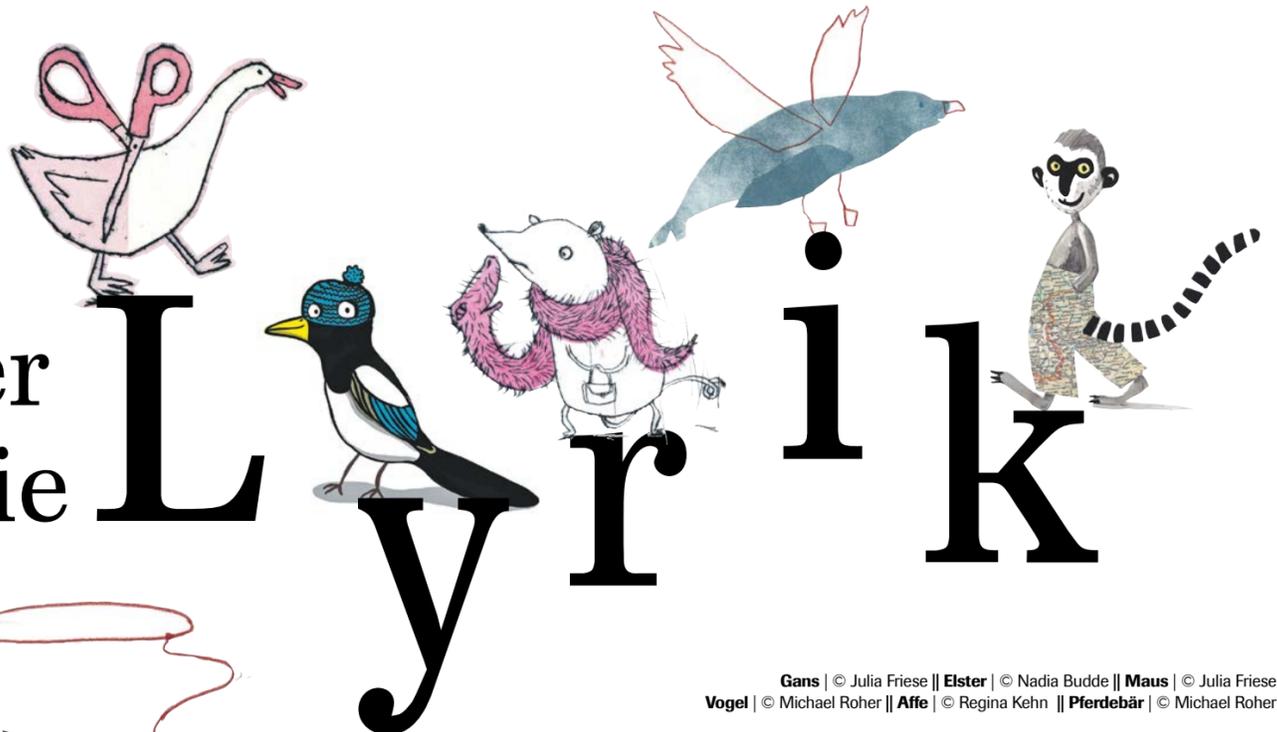
Dieter Reiter & bauchplan: Schöne Aussichten

Wenn es um Visionen geht, drängt sich München nicht gerade in die vorderste Reihe, wie man ja auch auf Seite eins dieser Ausgabe lesen kann. Umso mehr Eindruck macht ein Vorschlag des Münchner Oberbürgermeisters, dem man dafür am liebsten warm zurufen möchte: Herr Reiter, so was hätten wir ja nie von Ihnen erwartet! Die Idee, eine Seilbahn über den Frankfurter Ring zu spannen, um den Verkehr am und unter dem Boden zu entlasten, ist sensationell. Dafür gebührt Ihnen aufrichtiger Dank. In Ihrer gesamten Amtszeit, und das sind ja immerhin schon vier Jahre, ist das die erste erkennbar visionäre Absicht, die uns von Ihrer Seite entgegenkommt. Das Büro bauchplan aus München/Wien scheint dabei ein guter Partner zu sein: »Ziel unserer Arbeit ist die Entwicklung und Umsetzung vielschichtig angereicherter Möglichkeitsräume.

an der Schnittstelle zwischen Raum, Gesellschaft und Umwelt nähern wir uns neuen Aufgabenstellungen stets prototypisch auf der Suche nach dem Spezifischen im Alltag, oftmals spielerisch und gerne mit dem strategischen Blick von aussen.« Den Stadtraum gestalten, Hindernisse überwinden, aufbauen auf Bestehendem, Schwung in die Stagnation bringen, sich vom Boden lösen: Das ist es, was die Politik – und bei Weitem nicht nur die SPD – tun muss! Dass eine Seilbahn nicht gleich eine Revolution wird, ist eh klar. Aber diese Fortbewegungsmöglichkeit ist nicht nur charmant, sondern noch dazu pragmatisch: Die viereinhalb Kilometer lange Seilbahn könnte 4000 Menschen pro Stunde und Richtung transportieren. Dagegen kommt die Münchner Verkehrsgesellschaft (MVG) kaum an. Außerdem wäre die Seilbahn nicht nur leiser als Autos und

Trams, sondern auch noch energieeffizienter. Aber die Gedanken drehen sich ja nicht nur um den Luftraum, sondern der Entwurf beinhaltet auch eine schöne Alternative für die Radwege: Diese könnten nämlich direkt unter dem Gondelweg entlangführen, mitten auf mehrspurigen Straßen, die man einfach ein wenig verengen müsste. Bezahlt wird alles anteilig von Abgaben, die SUV-Besitzer leisten müssen, weil ihre Autos für den Stadtraum schlicht und einfach zu dick sind. Bevor die EU über eine Zuckersteuer nachdenkt, sollte man sie den Fahrern von sogenannten Pkws auferlegen, die für Elch-Begegnungen gewappnet sind, im Stadtverkehr aber viel zu viel Platz beanspruchen. Also, Herr Reiter, wir freuen uns auf weitere überraschende Ideen im neuen Jahr! Sehr herzliche Grüße! || cp

Ein tierischer Kampf für die



Gans | © Julia Friese || Elster | © Nadia Budde || Maus | © Julia Friese
Vogel | © Michael Roher || Affe | © Regina Kehn || Pferdebar | © Michael Roher

»Mehr Gewicht fürs Kindergedicht!«

Mit dieser Parole startete vor drei Jahren ein experimentelles Lyrikprojekt an der Internationalen Jugendbibliothek Schloss Blutenburg. Jetzt zeigen eine Ausstellung und eine Anthologie die Ergebnisse in Wort und Bild.

TINA RAUSCH

Es gäbe zwei Vorurteile, gegen die Lyrik anzukämpfen habe, sagte Holger Pils, Leiter des Münchner Lyrik Kabinetts, kürzlich in der Internationalen Jugendbibliothek (IJB): »Sie ist zu leicht. Und: Sie ist zu schwer.« Da haben es Elefant, Wal und Nilpferd deutlich leichter. Ihr gewaltiger Körperumfang steht außer Frage. Als poetisches Schwergewicht hat indes der Elefant den Rüssel vorne: Fünf Beiträge sind ihm in der Kindergedichte-Anthologie gewidmet; rechnet man das Mammut als Vorläufer mit (siehe LYRIK), sogar sechs. Damit belegt das schwerste Landsäugetier Platz eins in »Ein Nilpferd steckt im Leuchtturm fest«. Der Wal taucht in drei Gedichten auf, und das Nilpferd, das nur einmal im schönsten Wortsinne beleuchtet wird, muss sich nicht grämen: Schließlich verdankt die Anthologie dem Paarhufer ihren Titel – und in der gleichnamigen Ausstellung bildet ein in ein Leuchtturmmodell gepropftes Plüschnilpferd sogar das Zentrum.

Selbstredend tummelt allerlei weiteres Getier durch die Gedichte: Über 130 weist das nach Arten sortierte Register auf, darunter Ungewöhnliches wie eine Fußballmaus, eine Quasselassel, ein Wackelpuddingtier und ein Schniebt. Zugegeben, es gibt Mehrfachnennungen. So versteckt sich bei den Weichtieren zwischen Auster und Made ein Kuschteltier namens Hannibal, der Elefant.

Ersonnen wurden all diese wunderlichen Geschöpfe von Arne Rautenberg, Michael Augustin, Heinz Janisch, Mathias Jeschke sowie ihren Kolleginnen Tanja Dückers und Ulrike Almut Sandig. Sie folgten 2016 Rautenbergs Einladung zu einem experimentellen Lyrikworkshop in der IJB. Einige unter ihnen hatten bereits für Kinder geschrieben, für manche war es das erste Mal. Genau das war die Grundidee der Kooperation zwischen der Stiftung IJB, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und der Stiftung Lyrik Kabinett zur Förderung der Kinderlyrik. Man wollte aus eingefahrenen Strukturen heraus-treten, erklärte Bernd Busch von der Akademie, nicht zuletzt den »Kampf gegen die Dominanz der Prosa« aufnehmen und die Leser und Leserinnen von morgen für Poesie begeistern.

Michael Augustin, der zuvor nur für Erwachsene geschrieben hatte und sich mit der »Hochnäsigkeit der Lyrikszene« schwertat, reizte es, sich in Neuem auszuprobieren. 99 Kindergedichte lägen mittlerweile bei ihm daheim, er sei »wild entschlossen weiterzumachen«. Tanja Dückers mochte den Zugang über die Tiere zum Gedicht, Ulrike Almut Sandig wunderte sich immer noch, dass sie für ein Kindergedicht doppelt so viel Zeit benötigt, und Heinz Janisch lehnt die Unterscheidung in für Groß oder Klein schlichtweg ab: »Für mich haben Gedichte kein Alterszertifikat. Sie sollen einfach wirken.«

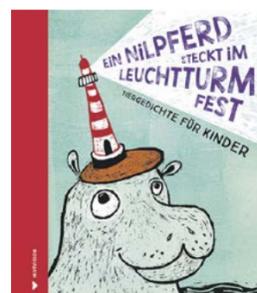
Dass das klappt, zeigten zwei Lesungen in der IJB: Die eine als Abschluss der Werkstatt 2016, die zweite anlässlich der Bucherscheinung und Ausstellungseröffnung im Herbst 2018. Die Zwischenzeit nutzten die Künstlerinnen Nadia Budde, Julia Friese, Regina Kehn und ihr Kollege Michael Rohrer, um die muntere Tierschar zu illustrieren. Es war übrigens kaum auszumachen, wer sich bei den Livepräsentationen über die skurril-verspielten Reime mehr amüsierte: die Kinder oder die sie begleitenden Erwachsenen. Auch die erste Auflage des beim Münchner Verlag Mixtvision erschienenen Buches war im Nu vergriffen. Wenngleich sofort nachgedruckt wurde – man die Tiere also bequem zu sich nach Hause holen kann –, lohnt der Ausstellungsbesuch: Nur dort finden sich einige Alternativillustrationen, die nicht in der Anthologie gelandet sind. Ein großer Schaukasten erlaubt einen Einblick in die Entstehungsgeschichte des Projekts – und in die individuellen (Gedanken-)Welten der Künstlerinnen und Künstler. Wenn Michael Rohrer eine neue Idee braucht, konsultiert er einen Automaten in seiner Straße: »Da wirft man 50 Cent hinein, und dann kommt so eine Plastik-

kugel mit einer Idee runter. So ist das bei mir, wie machen die anderen das denn?«

Nadia Budde findet, dass sich »alle Tiere außer Pandas« besonders für Gedichte eignen. Ulrike Almut Sandig verrät, dass sie gerne die Gestalt eines Pferdebären annehmen würde – »Schwer wie ein Bär, begehrt wie ein Pferd. Kreuz und quer: ein Pferdebar!« –, und lieferte diesen in Plüschform als Ausstellungsobjekt gleich mit. Den 65-jährigen Michael Augustin begleitet bis heute sein kleiner Tiger, »der schon mit mir zusammen auf einem Babyfoto zu sehen ist«. Weitere Auskünfte über prägende tierische Beziehungen aller Beteiligten geben die von Projektleiterin Ines Galling zusammengestellten Künstlerbiografien. In der Wehrgangalerie animieren Buntstifte und Papiere auf Klemmbrettern zum Selberdichten, und eine Magnetwand lädt Kleine und Große ein, mit dem in seine Einzelteile zerlegten Gedicht »Fasching im Tierpark« von Mathias Jeschke kreativ zu spielen.

Im Schulklassenprogramm der IJB stiften Workshops Kinder an, sich selbst lyrisch und zeichnend auszuprobieren, und für das Projekt »Buch auf, Film ab!« ließen sich Kinder von Augustins Gedicht »Das Aquarium bleibt heute geschlossen« inspirieren. In ihrem selbst gedrehten Video bleibt der Zoo geschlossen, denn »das Krokodil isst zu viel, der Bär ist viel zu schwer, der Aal ist zu schmal – und der Elefant: ist verbrannt.«

EIN NILPFERD STECKT IM LEUCHTTURM FEST. TIERGEDICHTE FÜR KINDER
Mixtvision, 2018
112 Seiten
19,90 Euro
ab 6 Jahren



AUSSTELLUNG
Internationale Jugendbibliothek Schloss Blutenburg | Seldweg 15 | bis 17. Februar
Mo bis Fr 10–16, Sa/So 14–17 Uhr | www.ijb.de

LYRIK

MAMMUT

manchmal, wenn ich traurig bin, steht ein Mammut in mir drin, mit verheultem Fell und schlappen Riesenohren, die alle Worte missverstehn und auch in meinem Mund verdrehn. mein Mammut steht wie ausgestorben, aber fein auf einem Bein – viel zu traurig, um ein Tier zu sein. lieber wär's ein Zauberlehrling, Kokospalme im Spagat oder sogar Eiskunstläuferin! Manchmal, wenn ich traurig bin, fällt das Mammut in mir drin laut schluchzend um. Bumm! wenn du uns dann aufhebst, uns die Stoßzähne wieder anklebst und mit deiner ausgewachsenen Riesenaffenhand einmal durchs tiefende Fell gehst, stehn wir zweimal wieder auf, schniefen dreimal, schütteln uns viermal nach Dickhäuter-maniert und dann galoppieren wir davon.

ULRIKE ALMUT SANDIG

© MIXTVISION, 2017 | mit freundlicher Genehmigung

EIN NILPFERD STECKT IM LEUCHTTURM FEST

Hrsg. von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, der Stiftung Internationale Jugendbibliothek und der Stiftung Lyrik Kabinett | Mixtvision, 2018 | 112 Seiten
19,90 Euro

CORNELIA FIEDLER

Vorsicht, 60 Watt in der Birne sind das absolute Minimum, problematisch ist indirekte Beleuchtung, am besten funktioniert Sonnenlicht. Zu nachlässig ausgeleuchtet würde das Lesen über Verluste schnell selbst zum Erleben eines solchen werden: Denn die schwarz-schwarzen Illustrationen, die die Schriftstellerin und Grafikerin Judith Schalansky ihrem »Verzeichnis einiger Verluste« mitgegeben hat, sind so unverschämt schön und gemein, so präzise und ungreifbar, so da und fast schon weg, wie es sonst eben nur Erinnerungen sein können. Dunkel glänzend auf hochwertigem mattschwarzem Papier gedruckt, dienen die zwölf Graphiken zugleich als Trennblätter und als Starthilfen in zwölf Kapitel, die ihren Zauber hartnäckig erst dann freigeben, wenn man bereit ist, eigene Erwartungen über Bord zu werfen.

Fast zu sehen ist hier Verschwundenes wie der Palast der Republik mit seiner Spiegelfassade, ein angebliches Einhornskelett, der Kaspische Tiger sowie der unheimliche schreckensstarre Blick eines jungen Mannes aus tiefliegenden Augen, der aus F.W. Murnaus verschollenem Stummfilm »Der Knabe in Blau« stammen könnte. Es geht Schalansky um Dinge, Orte und Vorstellungen, die fast gänzlich vergessen wurden. Ihnen heftet sie sich auf die Spuren, in Essays, in Erzählungen oder in akribischen Protokollen. Dabei gesteht sie dem bereits Verschwundenen nicht mehr zu, als einen kleinen Verlustvorsprung vor all jenen Artefakten und Ideen, die uns heute noch als unverzichtbar oder weltbewegend gelten.

Dass Schalansky als 1980 in der DDR Geborene bereits das Verschwinden eines ganzen Staates und die Entwertung einer Werteordnung miterlebt hat, liefert den Grundton für knapp 250 Seiten Suchen, Forschen und Verabschieden. Dabei taucht der Palast der Republik beispielsweise nur als Nebenschauplatz einer leichtgängig hingetupften Kurzgeschichte auf, die vom Verlust einer Liebe erzählt. Das 1931

im Münchner Glaspalast verbrannte Gemälde »Hafen von Greifswald« von Caspar David Friedrich wird zum Ausgangspunkt einer Exkursion zur Quelle des Flüsschens Ryck. Diese schildert sie in einer botanischen und zoologischen Genauigkeit, die durchaus anstrengend ist. Gelesen als Versuch, die Erinnerung an so etwas wie Artenvielfalt festzuhalten, erhält der Bericht allerdings eine leise,

hilflose Traurigkeit. Auf bittere Weise erhellend sind auch Schalanskys Überlegungen zur Abwertung weiblicher und lesbischer Sexualität, die sie im Beitrag über die Dichterin Sappho und deren noch als Fragment ungewöhnlich kraftvolle, elektrisierende Lyrik entwickelt.

Schalansky, die spätestens seit »Der Hals der Giraffe« oder »Atlas der abgelegenen Inseln« zu den wichtigsten zeitgenössischen deutschsprachigen Literaturschaffenden zählt, schreibt mit ruhiger Sicherheit und fernab jeder Gefallsucht. Versponnenes und Verkorkstes, Aufgewühltes und Aufwühlendes entwickeln sich hier eigenlogisch aus dem jeweiligen Gegenstand heraus. Jeder Text ist aufs Neue unberechenbar, ein trotziges Bekenntnis zur absoluten Freiheit im Denken und Schreiben. Und wenn im letzten Text, dem mit den fein gezeichneten Mondkratern, der einsame Hobby-Mondforscher Kinau plötzlich selbst auf den Erdtrabanten ausgewandert und dort als Archivar für Verluste arbeitet? Nun, dann wäre auch geklärt, was wirklich passiert ist, mit all den vergessenen oder verdrängten irdischen Erinnerungen, die laut Sigmund Freud stets irgendwo erhalten bleiben. ||

JUDITH SCHALANSKY: VERZEICHNIS EINIGER VERLUSTE

Suhrkamp, 2018 | 251 Seiten | 24 Euro

AUTORENLESTUNG

Literatur Moths | Rumpfstr. 48

23. Januar 2019 | Moderation: Regina Moths
Eintritt 15/12 Euro | VVK unter 089 29161326

Schwarz auf Schwarz

Sie spürt Themen auf, wo andere nie hinschauen würden: Judith Schalanskys »Verzeichnis einiger Verluste« ist ein eigenwillig kluges Buch – und wie immer auch wunderschön.

Anzeige

BODY BILD 14+

Ein Theater der Stadt

ENSEMBLEPRODUKTION MIT JUGENDLICHEN

URAUFFÜHRUNG SA, 12. JANUAR 2019

KARTENTELEFON 089 233 371 55

SCHAU BURG.NET

Schau heimwärts, Engel!

Marjana Gaponenkos
intelligenter
Unterhaltungsroman
für Nicht-Einäugige.

KLAUS HÜBNER

Einäugig wie Marjana Gaponenkos Katze ist der Held ihres neuen Romans, der heimliche Gottsucher Ernest Herz. Er hat sich, erschöpft und enttäuscht von seinem ausschweifenden Liebesleben, als Leiter der Bibliothek ins »Stift W.« gerettet, einem wie Kafkas Sterbeort an der Donau gelegenen Schauplatz skurriler Geschehnisse. Aber das weiß der »Dorfgescheite« noch nicht. Doch er ahnt, dass es mit einer ganz dem Geist und den alten Büchern gewidmeten zweiten Lebenshälfte nichts Rechtes werden wird: »Nun heißt es, sich sammeln, ora et labora, Sodom und Gomorra«. Am Martinstag, zum Beginn des Karnevals, nimmt die groteske Romanfarce Fahrt auf, und rasch gerät man mitten in einen theologisch fundierten Klosterkrimi, der auch eine Eltern-Sohn-Geschichte ist und eine Migrationsgeschichte dazu. Nicht nur Franz Kafka und Umberto Eco lassen grüßen, auch ein verdächtiger Pudel spukt herum, und nicht ohne Hintersinn zieht ein Dampfer mit der Aufschrift »Ukraina« vorüber.

Marjana Gaponenko, 1981 in Odessa geboren und heute meist in Wien lebend, ist seit ihrem preisgekrönten Roman »Wer ist Martha?« (2012) als ernsthafte Schriftstellerin ohne Angst vor Kitsch und Kolportage bekannt. »Der Dorfgescheite« bestätigt diesen Ruf. Ernest Herz stellt bald fest, dass seine Vorstellungen von einer zeitgemäßen Bibliothek vom undurchsichtigen Stiftsprälaten und dessen abgründigem Personalchef Schmalbacher nicht geteilt werden, dass sein Telefon-Gerät nur noch »Radio Gabriel« empfangen kann und dass der Suizid seines Vorgängers Mrozek eine merkwürdige Vorgeschichte hatte. Irgendwie hängt sie zusammen mit dem »Dialogus miraculorum« (1219–1223) des Caesarius von Heisterbach, einem Bestseller des Mittelalters, in dem die Darstellungen des Bösen und Unheimlichen, des Lasters und der Hölle die des Erfreulichen und Heiteren bei Weitem überwiegen.

Herz findet ein wertvolles Exemplar dieses Werks, das sein Vorgänger mit der

Innschrift »Lammengel, heile einen blinden Sünder!« versehen hat. Damit kommt das zwischen Bordell und Pilgerherberge gelegene Likörhaus »Zum Lamm« ins Spiel. Weiß der zarte Kellner Raphael, schön wie ein Erzengel und in sich eingemauert wie ein Autist, mehr über das grausame Ende des ihm mit Haut und Haaren verfallenen Mrozek? Immer mehr vernachlässigt Ernest Herz seine Bibliotheksarbeit, immer öfter hängt er im »Lamm« herum, immer häufiger werden die Rausch- und Traumsequenzen im Text. Ist der »Dorfgescheite«, der mit seinen in der Seniorenresidenz »Zur barmherzigen Dreieinigkei« dahindämmernden Eltern immer noch nicht fertig ist, ähnlich verrückt geworden wie sein buckliger Vorgänger? Die Autorin führt ihren Roman mit eleganter Konsequenz an sein eher unerwartetes Ende. An dem dann auch klar wird, dass es mit der Einäugigkeit des Protagonisten mehr auf sich hat, als die lapidare Erklärung »Silvester 1985, Böller trifft Kind« besagt.

Marjana Gaponenkos überbordende, aber sorgsam kalkulierte Fabulierlust zeichnet diesen intelligenten Unterhaltungsroman für Nicht-Einäugige aus, ebenso ihr Talent zur knappen, treffenden Figurenzeichnung, ihr schräger, süffisanter Witz und ihr genauer Blick für haarsträubende Details. Dennoch: Nicht alle werden den »Dorfgescheiten« mögen. Viele aber schon. ||



MARJANA GAPONENKO: DER DORFGESCHEITE. EIN BIBLIOTHEKARSROMAN

C. H. Beck, 2018
287 Seiten | 22 Euro



Der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat demonstriert auf der Theresienwiese am 16. Februar 1919 für die Einführung der Räterepublik
Foto: Heinrich Hoffmann, © Stadtarchiv München

»A Revolution is!«

FLORIAN WELLE

Kurt Eisner, Gustav Landauer, Erich Mühsam und Ernst Toller waren Männer des Wortes, schrieben (bis auf Toller, den Jüngsten der vier) noch vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs über Nietzsche, Mystik, die Psychologie der Erbtante. Und sie blieben es auch dann noch, als sie, wie Mühsam, später tönten: »Die Dichtkunst ist nichts als eine meiner Waffen im Kampf.«

Von Realpolitik hatten sie kaum Ahnung. Am ehesten noch der erste bayerische Minis-

Vom Mut der Frauen und vom Realitätssinn der Dichter während der Revolution zeugt eine besuchenswerte Ausstellung in der Monacensia.

dazu beigetragen haben die Aufnahmen von Hitlers späterem Fotografen Heinrich Hoffmann, die antisemitische Stereotypen benutzen und damit die Protagonisten jüdischer Herkunft bewusst diffamieren. Hierfür liefert die Ausstellung im letzten Raum die Belege.

Wie man überhaupt festhalten muss, dass die Schau ihre Stärken nicht allein aus der Frage nach der Beziehung von Literatur und Politik bezieht, wie ihr Titel suggeriert. Laura

Mokrohs beleuchtet zudem Aspekte, die oft unter den Tisch fallen. Da sind zum einen bewegende Dokumente, etwa Tagebucheinträge aus Mühsams und Tollers Zeit der jahrelangen Haft in Niederschönenfeld, zu der sie nach der Niederschlagung der Revolution verurteilt wurden. Beide berichten von niederschmetternden Haftbedingungen. Trotzdem: Noch immer glaubten sie an die Kraft des dichterischen Wortes. Wichtige Dramen wie Tollers »Der deutsche Hinkemann« entstanden.

Und da ist vor allem der Verweis auf die tragende Rolle der Frauen im Umfeld der Revolution. Prominente wie die Bohemienne Franziska zu Reventlow, aber vor allem die Tausende anonymen Frauen, die während des Kriegs in den Fabriken schufteten. Sie waren es, die mutig »in München ... die ersten Hungerdemonstrationen wagten« und »als erste anlässlich des Januarstreiks 1918 mit Eisner ins Gefängnis gingen«, wie Oskar Maria Graf richtig erkannte. ||

LAURA MOKROHS: DICHTUNG IST REVOLUTION. KURT EISNER, GUSTAV LANDAUER, ERICH MÜHSAM UND ERNST TOLLER. BILDER - DOKUMENTE - KOMMENTARE
Pustet, 2018 | 128 Seiten | 18 Euro

AUSSTELLUNG. DICHTUNG IST REVOLUTION. KURT EISNER, GUSTAV LANDAUER, ERICH MÜHSAM, ERNST TOLLER

Monacensia im Hildebrandhaus | Maria-Theresia-Str. 23 | **bis 30. Juni** | Mo bis Mi, Fr 9.30–17.30 Uhr, Do 12–19 Uhr, Sa, So 11–18 Uhr
Eintritt frei



Tafeln in der Ausstellung – Kurt Eisner, Gustav Landauer | © Eva Jünger

terpräsident Kurt Eisner, der bereits 1898 in die SPD eingetreten war. Dafür mangelte es keinem von ihnen an Engagement und Emphase. Wobei es keine Rolle spielt, ob diese nun aus pazifistischer, anarchistischer oder sozialistischer Überzeugung gespeist war. Alle waren auf ihre Weise Kinder ihres Bohemenumfelds, und das setzte generell seit der Jahrhundertwende auf die umfassende Reform des Lebens. Volker Weidermann nannte sein Buch über das literarische Quartett, das maßgeblich die Revolution in Bayern prägte, daher auch »Träumer«.

Eine treffende Beschreibung, allerdings nur, wenn man sie als schlichte Feststellung begreift, und nicht, um den vieren den Stempel »naiv« aufzudrücken. In diesem Zusammenhang gilt es auch festzuhalten: Für die Ereignisse 1918/19, die zum Sturz der Monarchie, zur Ausrufung des Freistaats und nach der heimtückischen Ermordung Eisners durch den Antisemiten Graf von Arco auf Valley zur ersten und zweiten Räterepublik und schließlich zu deren blutiger Niederschlagung durch Reichswehr und Freikorps führten, gab es keine Blaupause, die Orientierung hätte geben können.

Und so »machte« man damals einfach, schließlich schien die Zeit für die Veränderung von Mensch und Gesellschaft nach dem jahrelangen Kriegsgemetzel reif zu sein. Die Menschen wollten nicht mehr kämpfen, hungern, sehnten sich nach Frieden. 1917 kam es zur Gründung der USPD; Eisner übernahm den Vorsitz der entschiedenen Kriegsgegner, es folgten pazifistische Diskussionsabende, die Januarstreiks, die Novemberrevolution.

Einen Eindruck von der Dynamik wie vom Chaos dieser revolutionär-utopischen Gemengelage erhält man derzeit beim Besuch der sehenswerten Ausstellung »Dichtung ist Revolution. Kurt Eisner, Gustav Landauer, Erich Mühsam, Ernst Toller« in der Monacensia. Sorgsam kuratiert wurde sie von der Literaturwissenschaftlerin Laura Mokrohs und gestaltet von der bewährten Designerin Katharina Kuhlmann. Kuhlmann gelingt es immer wieder, eine Ausstellung in den schwer zu bespielenden Räumen des Hildebrandhauses ihrem Thema angemessen zu visualisieren. Und das heißt hier, dass man sich im zentralen mittleren Raum nicht abschrecken lassen sollte von dem Mix aus Zitaten an den Wänden und den historischen Aufnahmen an den Medienstationen, der einen erst einmal abzulenken droht von den reich bestückten Vitrinen mit Originaldokumenten (Ausweise, Briefe, Fotografien) aus dem Leben der Revolutionäre.

Toller ist mit einem Satz aus seiner Autobiografie »Eine Jugend in Deutschland« vertreten, der die hoffnungsfrohe Stimmung auf den Punkt bringt: »Ich gehe in die Streikversammlung, ich möchte helfen ..., ich verteile, weil ich glaube, dass diese Verse, aus dem Schrecken des Krieges geboren, ihn treffen und anklagen, Kriegsgedichte unter die Frauen.« Und daneben ein ebenso beredtes Zitat Victor Klemperers: »Aber nicht die Fülle der Zeitungen, Flugblätter und Plakate an sich war das Wesentliche, sondern daß all diese Literatur ein lebhaftes Publikum fand.« Schließlich vernimmt man an der Videostation den Zeitzeugen Friedrich Burschell, der folgenden fast absurd anmutenden Dialog zwischen Soldaten und Revolutionären mitschrieb: »Was is los?« – »A Revolution is!«

Lange Zeit hat man sich hierzulande an die Revolution nur unter komplett falschen Vorzeichen erinnert. Mitschuld daran trägt die damals sofort einsetzende Gegenpropaganda, die ihr Bild jahrzehntelang prägte. Maßgeblich

Anzeige

BAYERISCHE STAATSOOPER

LA FURA DELS BAUS

10. FEBRUAR 2019 PREMIERE
13. FEBRUAR 2019
16. FEBRUAR 2019
21. FEBRUAR 2019
23. FEBRUAR 2019

ERNST KRENEK

KARL V.

WWW.STAATSOOPER.DE

Karin und Prof. Dr. h.c. Roland Berger
Avantgarde-Partner der Bayerischen Staatsoper

MÜNCHNER
AUTOREN | 10

FRANZISKA ZU REVENTLOW

Schriftstellerin wollte sie sich nie nennen. Ihre einzige Motivation zu schreiben sei das Geld gewesen, behauptete sie gern. Wie viel Wahrheit, wie viel Selbstschutz und Selbstinszenierung darin liegen, lässt sich nur mutmaßen. Viele Artikel haben 2018 anlässlich ihres hundertsten Todestages an Franziska zu Reventlow erinnert, die so leichthin spöttisch, so witzig klug und scharfsichtig schreiben konnte. Meist aber standen dabei nicht die Bücher der »Schwabinger Gräfin« im Zentrum, deren literarischer Nachlass in der Monacensia bewahrt wird. Auch die jüngste Reventlow-Biografie von Kerstin Decker verrät wenig über die Schriftstellerin, deren Texte sie wie authentische Quellen benutzt, um den atemberaubenden Roman des Lebens der 1871 in Husum geborenen »Schwabinger Gräfin« zu erzählen: von der Rebellion gegen ihre Familie, die sie entmündigen lassen wollte, ihrer Flucht nach München, um Malerin zu werden, ihren Freundschaften mit Künstlern wie Rilke und ihren zahllosen Affären. »Ach, wie gut es ist, wenn einem der moralische Halt so gänzlich fehlt«, notierte die Gräfin nach einem Abend im Schwabingerbräu. In ihrem bekanntesten Roman setzte sie Wahnmöschung und dem Kreis der Kosmiker, der die promiske alleinerziehende Mutter als »heidnische Madonna« verehrte, ein satirisches Denkmal. Mit funkelnder Bosheit führt sie in »Herr Dames Aufzeichnungen« die Schar von Mächtigenphilosophen als antisemitisch grundierte Theorien predigende selbtherrliche Schwätzer vor. Um sich ganz, mit Kopf und Herz einem Kreis oder einer Bewegung anzuschließen, war Reventlow zu eigensinnig widersprüchlich, die von sich sagte: »Ich will überhaupt lauter Unmögliches, aber lieber will ich das wollen, als mich im Möglichen schön zurechtlegen.« Die faszinierende Bohemienne, die nie treu sein konnte, sich stets bei einem nach einem anderen sehnte und ihr Geld zeitweise auch im Bordell verdiente, gilt als Ikone der sexuellen Selbstbestimmung. Als Vorzeigefigur der Frauenbewegung aber eignet sie sich nicht. In ihrem Essay »Viragines oder Hetären« höhnte sie nicht nur über eine Geschlechterordnung, in der Frauen »als Nutzobjekt oder Dekorationsgegenstand« im Haus ihres Gatten dienen, sondern ebenso über die »Bewegungsweiber« und verteidigte die »geschlechtliche Attacke« als »Urleistung des Mannes«. Dass sie sich nie in die Münchner Frauenbewegung einreihete, lag nicht zuletzt an ihrer Aversion gegen deren zentrale Forderung: Frauen in den Arbeitsmarkt zu integrieren als nützliche Mitglieder einer geldregierten Gesellschaft. »Beruf ist etwas, woran man stirbt«, bemerkt die Ich-Erzählerin lakonisch in Reventlows zweitem Roman »Von Paul zu Pedro«. Als »sentimentalen Schmarren« hatte sie ihr Debüt »Ellen Olestjerne«, die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend, 1903 gegenüber Erich Mühsam bezeichnet. Dass sie sich so eifertig von dem gefühlvollen Entwicklungsroman distanzierte, dürfte allerdings auch der Scham über die Entblößung geschuldet sein, nachdem der große Erfolg ausblieb. Danach literarisierte sie ihr Leben ironisch. Als sein Spiegelbild taugen Bücher wie die eine weibliche erotische Libertinage feiernden Amouresken »Von Paul zu Pedro« nicht. Dessen dunkle Seiten bleiben in dem witzigen Parlando ausgeblendet: das Heimweh nach den Männern, die sie verlassen hatte, die Krankheiten, die die Gräfin zwangen, ihr Federbett zu versetzen und auf »Diwan, dem Schrecklichen« zu schlafen, die Schwermut, die sie lebenslang verfolgte. »Ach ich bin gelaufen, gelaufen, hingefallen, wieder aufgestanden, umgeworfen, wieder aufgesammelt, bis ich da angekommen bin, wo mein Ziel anfängt. Angst und Zweifel, Kräfteversagen und Müdigkeit ...«, schrieb sie in ihr Tagebuch. Dass Freiheit finanziert sein will, musste sie schmerzhaft erfahren. Aus ihrem ökonomischen Dauerdesaster, aus dem sie sich 1911 durch eine bizarre Scheinheirat zu retten versuchte, machte sie in »Der Geldkomplex« eine hinreißende Komödie. In ihrem letzten in Ascona entstandenen Roman »Der Selbstmordverein« jedoch, um einen jungen Baron und Bohemien, der vor dem Zwang zu dröger Geldarbeit in den Suizid flieht, klingen melancholische und resignative Töne an. Es war nicht mehr ihr München, das sie 1914 noch einmal besuchte. Sie erkannte die Stadt, die sie als »die freieste, die fröhlichste, die antipreußischste, die kosmopolitischste in Deutschland« so geliebt hatte, nicht wieder. Wie tief sie der bornierte Patriotismus und die Kriegseuphorie abstießen, und mit welcher Tollkühnheit sie die Desertion ihres Sohnes Rolf plante, lässt sich in dem unlängst wiederentdeckten fesselnden Essay »Die Kehrseite des deutschen Wunders« nun nachlesen. Wirklich daheim sollte sie sich nirgendwo mehr fühlen dürfen. 1918 starb Franziska zu Reventlow an den Folgen eines Fahrradsturzes in Locarno.

PETRA HALLMAYER



F. Gräfin zu Reventlow, ca. 1911 | Quelle: Münchner Stadtbibliothek/Monacensia



Noémi Kiss | © Ákos Stiller (HVG-Hungary)

THOMAS LANG

»Alles am Weibe ist ein Rätsel«, befand einst Friedrich Nietzsche. Die Lösung hielt der Philosoph ebenfalls parat: »Sie heißt Schwangerschaft«. Im Leben der Ungarin Livia scheint es beinahe, als sei das Diktum wahr. Sie ist die Hauptfigur in dem Roman »Dürre Engel« von Noémi Kiss, der nach einem Erzählband und einem Sachbuch über Osteuropa, nun auf Deutsch vorliegt.

Livia liegt im Krankenhaus und muss eine Reihe von Untersuchungen über sich ergehen lassen. Sie hat einen Herzinfarkt erlitten, außerdem wurde ein »Knoten in der Gebärmutter« entdeckt. Gleichzeitig erwartet sie ihren Prozess. Denn Livia hat ihren langjährigen Ehemann Öcsi getötet. Die beiden lernten sich während ihrer Schulzeit, noch im sozialistischen Ungarn, kennen und heirateten früh. Öcsi ist Leichtathlet mit Ambitionen auf die Olympischen Spiele, Livia Lehrerin. Die Beziehung der beiden ist von körperlichen und seelischen Missverständnissen geprägt. Öcsi geht im Sport auf, Livia fixiert sich immer mehr auf den Wunsch, ein Kind zu bekommen. Das will nicht gelingen.

Es beginnt ein langer Leidensweg für beide, vor allem für die Protagonistin, der von ebenso hilflosen wie aberwitzigen Fertilisierungsversuchen bestimmt ist. Schimpfereien und Schläge dringen zunehmend in ihre Ehe. Voneinander lassen können die beiden aber nicht. Livia stimmt dem Vorschlag ihres Mannes zu, ein Kind zu adoptieren. Als es so weit ist, zeigt sich, dass Öcsi das Kind gar nicht will. Er hat längst mit einer anderen Frau einen Sohn. Die schmerzliche Entdeckung dieser Tatsache ist wie ein Schlussstein in dem Dom des Leids, den die Hauptfigur sich errichtet hat.

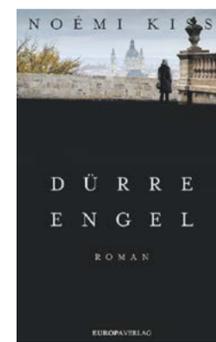
Skizzenhaft porträtiert Kiss' Roman den untergehenden Sozialismus im Ungarn der achtziger Jahre und die im Grunde wenig abweichende Zeit danach. Sie schildert den Traum von der Ausreise, besonders gut spür-

Niemand
sein

Die ungarische Autorin Noémi Kiss schreibt über die tödliche Verbindung von Frau und Mann und Zeit.

bar an Öcsis Enttäuschung, als die sozialistischen Länder die Olympischen Spiele von Los Angeles boykottieren. Und sie zeichnet ein schonungsloses Bild einer Frau, die nach Deutschland kommt, um Geld zu verdienen, dort aber bloß zynisch ausgenommen wird.

Vor allem aber handelt dieser Roman vom Körper einer Frau, ihrer Lust, ihrem Abscheu, ihrer Sehnsucht nach dem Mann genauso wie den sexuellen Erfahrungen mit dem eigenen Geschlecht. Bürgerlich korrekt geht es dabei nicht zu. Kiss schlägt auch raue, nicht immer angenehme Töne an. Mit ihrer Erzählerin Livia weiß sie viel über die Ehe und die Liebe zu sagen, Herbes, bisweilen auch Schönes. »Die Liebe ist warm ... sie liegt in meiner Hand. Wie eine Brustwarze schrumpft sie langsam.«



NOÉMI KISS:
DÜRRE ENGEL
Aus dem Ungarischen
von Eva Zador
Europa Verlag, 2018
360 Seiten
22,90 Euro

Anzeigen

16. Jan. 2019, 20 Uhr
Meta4
(Haydn, Beethoven, Brahms)

24. Jan. 2019, 20 Uhr
Jütz (Alpenländischer Jazz)

01. Feb. 2019, 20 Uhr
Immer noch Sturm
von Peter Handke, Theater a.d. Ruhr

03. Feb. 2019, 15 Uhr
Karneval der Tiere
Mitglieder der Münchner Philharmoniker

05. Feb. 2019, 19 Uhr
Die Berliner Stadtmusikanten
Puppentheater für Erwachsene und Jugendliche, Theater auf der Zitadelle

Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de

Abb. Christian Brachwitz

BÜRGERHAUS PULLACH

22. + 23. Januar 2019
20:00 Uhr / Schwere Reiter

CAP ESCAPE PLAISANCE CLUB

Eine Theater- und Tanz-Performance von Schauspielplatz International

www.pathosmuenchen.de

schwere reiter
tanz / theater / musik

PATHOS MÜNCHEN

Das Aktionsbündnis »Artgerechtes München«, initiiert vom Tollwood Festival, hat an der Universität Augsburg eine Studie in Auftrag gegeben, die den wahren Preis von konventionellen Lebensmitteln ermittelt. Die Ergebnisse sind erstaunlich.

FLORIAN WELLE

Es gibt Fakten: Die letzten vier Jahre waren global die wärmsten seit Beginn der Wetteraufzeichnungen. Und es gibt die eigene Wahrnehmung. Die ließ einen im vergangenen Sommer monatelang auf verdorrte Felder und ausgetrocknete Flussläufe blicken, und man begriff: Das lässt sich nicht einfach als ein Ausnahmesommer abtun, wie es lange Zeit viele gerne taten, um ihr Gewissen zu beruhigen.

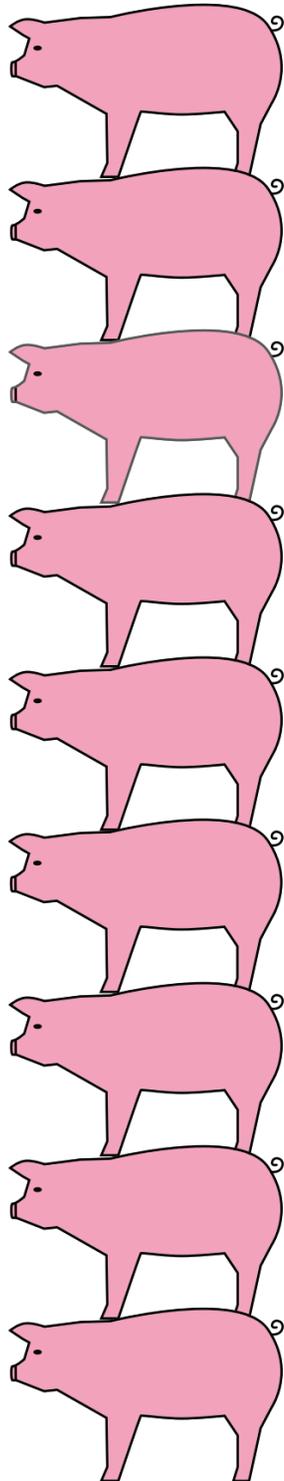
Angesichts des Hitzesommers ist das Ergebnis, das auf der UN-Klimakonferenz in Kattowitz nach kaugummizähen Verhandlungen Mitte Dezember erzielt wurde, eine Enttäuschung. Während Politiker von fast 200 Staaten sich selbst dazu beklatschten, angesichts des Wiedererstarkens von engstirnig-nationalistischem Denken sich überhaupt noch auf irgendetwas verständigt zu haben, nannte Ottmar Edenhofer, Direktor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung, das vereinbarte Regelwerk zur Umsetzung des Pariser Klimaabkommens lediglich einen »Minimalkonsens«.

Ob Fortschritt ja oder nein gilt es an dieser Stelle aber nicht zu diskutieren. Nur so viel: Vielleicht liegt ja ein genereller Denkfehler darin, dass Mahner, etwa der Filmemacher Christian Jentzsch, ihren durchaus wichtigen Arbeiten Titel wie »Letzte Chance für unser Klima« geben. Dem Klima aber ist es schnurzegal, wie kalt, warm oder heiß es ist. Es hat keine Gefühle, leidet auch nicht. Es ist einfach. Und es wird immer sein. Nur für Pflanzen, Tiere und zuletzt uns Menschen ist es eine Frage des Überlebens.

Eine Frage, die sich für viele Insekten bereits erledigt hat. So haben laut Naturschutzbund Deutschland Untersuchungen ergeben, dass die Biomasse von Fluginsekten in den letzten 27 Jahren allein in deutschen Schutzgebieten um 75 % zurückgegangen ist. Dazu passt, was Andreas H. Segerer und Eva Rosenkranz in ihrem 2017 erschienenen Buch »Das große Insektensterben« geschrieben haben: »Im Insektensterben manifestiert sich ein Teilaspekt einer ökologischen Katastrophe von erdgeschichtlichem Ausmaß und einem noch deutlich größeren Gefahrenpotenzial als die Klimaerwärmung. Die Funktionalität der planetaren Ökosysteme und damit unsere eigene Existenzgrundlage sind bedroht.«

Von daher wären für aufrüttelnde Bücher, Filme, Dokumentationen Titel wie »Letzte Chance für die Menschheit« der Situation weit eher angemessen und würden viele möglicherweise kapieren lassen, dass wir selbst und nicht das Klima am Ende die Leidtragenden sein werden. Eine Erkenntnis übrigens, die für viele Südseebewohner, die schon samt ihren Dörfern um- oder gleich ganz wegziehen mussten, bereits zu spät kommt. Für uns Europäer hingegen, die wir trotz horrender Ernteausfälle 2018 immer noch auf einer Insel der Seligen leben und unseren Wohlstand auf Kosten von Menschen in Asien über Afrika bis Südamerika genießen, ist es bisher nur eine unbequeme Wahrheit.

Auch wenn wir in kontrafaktischen Zeiten leben mögen, wie gerne gesagt wird, heißt es weiterhin bzw. mehr denn je, wissenschaftliche Fakten zusammenzutragen und auf ihrer Grundlage zu diskutieren und Veränderungen anzuregen. In diesem Zusammenhang soll auf eine kürzlich erschienene Studie der an der Universität Augsburg angesiedelten interdisziplinären Arbeitsgruppe »Märkte für Menschen« hingewiesen werden, die die fast ketzerische Frage stellt »Was kosten uns Lebensmittel wirklich?« Die Veröffentlichung unter Federführung von Tobias Gaugler und Amelie Michalke rückt einen Aspekt in den Mittelpunkt, der sowohl immensen Einfluss auf das Klima wie das Artensterben hat. Die Autoren schreiben dazu auf Basis neuester Untersuchungen: »Die derzeitige Produktion von Lebensmitteln verursacht global 26 % der anthropogenen Treibhausgase, 32 % der Bodenversauerung und 78 % der Eutrophierung. In der gesamten Wertschöpfungskette hat die Aktivität der Lebensmittel produzierenden Landwirtschaft den größten negativen Einfluss auf die Umwelt.« Ganz ähnlich klingt das im »Living Planet Report« des WWF, wo es heißt: »Die konventionelle Nahrungsmittelproduktion gehört zu den Hauptverursachern des Verlusts biologischer Vielfalt. Sie zerstört wertvolle Lebensräume, übernutzt Fischbestände, sie



Die Wahrheit über die KOSTEN

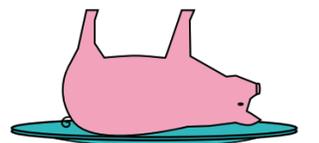
hinterlässt Schadstoffe und trägt zum Bodenverlust bei. Diese Form der Nahrungsmittelproduktion ist außerdem Ursache für die Überschreitung planetarer Grenzen bei Stickstoff und Phosphor. Sie beeinflusst stark den Klima- und Landnutzungswandel, den Wasserverbrauch und die Biosphäre.«

Die Augsburger Studie geht davon aus, dass derzeit »konventionell-tierische Produkte« im Vergleich zu Bioprodukten viel zu billig sind, »da die mit ihnen verbundenen, höheren Folgekosten aktuell nicht Eingang in die Preissetzung finden«. Das möchte sie ändern und macht allein für Deutschland, wo derzeit ca. 13 % der gesamten Treibhausgas-Emissionen auf die Landwirtschaft zurückzuführen sind, eine Rechnung auf, die »Kostenwahrheit« zum Ziel hat. Das heißt, sie rechnet Preisaufschläge ein, die sich »u. a. durch die energieintensive Aufzucht der Nutztiere, verbunden mit dem Futtermittelanbau, der Beheizung und Belüftung der Ställe sowie dem Metabolismus der Tiere« ergeben, und kommt zu dem Ergebnis, dass konventionell-tierische Produkte auf Erzeugerebene etwa dreimal so teuer sein müssten, wie dies bisher der Fall ist. Dabei berücksichtigt die Studie neben den sogenannten Treibern wie »Treibhausgasemissionen, Energieverbrauch und reaktive Stickstoffemissionen« nicht einmal weitere wie die

Anwendung von Pestiziden und Antibiotika, weil es hierfür bislang keine valide Datengrundlage gibt.

Der positive Effekt, den eine höhere Bepreisung konventioneller Erzeugnisse bedeuten würde, wird von der Studie in ihrem Ausblick folgendermaßen eingeschätzt: »Es ist davon auszugehen, dass eine ... tatsächliche Einführung von kategoriespezifischen Preisaufschlägen, Abgaben oder anderer geeigneter wirtschaftspolitischer Maßnahmen zu einer deutlichen Reduktion negativer Umweltauswirkungen der Landwirtschaft führen würde.« Damit wird auch deutlich der Adressat benannt, der jetzt eigentlich handeln müsste. Doch von der Politik ist derzeit mit der Agrarlobby im Nacken eher wenig zu erwarten. Die Verurteilung Deutschlands durch den Europäischen Gerichtshof im Juni 2018 wegen der zu hohen Nitratbelastung der Gewässer durch übermäßiges Düngen mit Gülle spricht hier Bände.

Zuletzt stellt sich zudem die Frage: Wäre denn der Verbraucher wirklich gewillt, auch für Nicht-Bioproducte tiefer in die Tasche zu greifen? Das ginge wohl nur, wenn er an anderer Stelle entlastet würde. Das ist das eine. Das andere ist, dass der Konsument kein durch und durch rationales Wesen ist. Fast schon sprichwörtlich hierfür ist die Fahrt mit dem SUV zum Biosupermarkt geworden. Die Logik, die hinter unseren Lebenslügen steckt, hat einmal Philipp Hübl im »Philosophie«-Magazin schön erklärt und gezeigt, »wie wir durch Selbsttäuschung falschen Konsum rechtfertigen«. Demnach ist es für die meisten von uns wesentlich einfacher, »unliebsame Fakten zu ignorieren oder umzudeuten, als seine Lebensweise zu ändern«. Getreu dem Motto: Die anderen kaufen ja auch das billige Fleisch! ||

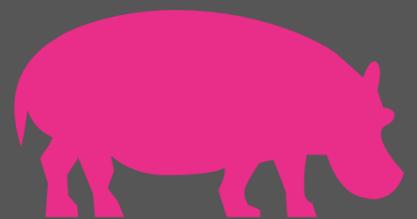


Die Tollwood-Studie ist abrufbar unter: <https://schweisfurth-stiftung.de>

Anzeige

von Joachim Meyerhoff

ACH, DIESE LÜCKE,
DIESE ENTSETZLICHE
LÜCKE



Metropol

metropoltheater.com

Magische Bilder

Geister und Schatten: Zwei Ausstellungen im Museum Ulm widmen sich faszinierenden Aspekten der Mediengeschichte, vom japanischen Farbholzschnitt zu Manga und Animé sowie dem rätselhaften Schatten in Kunst und Computerspiel.

THOMAS BETZ

Japan ist ein Hightech-Land mit intensiver Pflege seiner spirituellen Traditionen. Am 3. Februar zum Beispiel streut man getrocknete Sojabohnen auf den Boden und ruft: »Raus mit den oni, rein mit dem Glück ins Haus!« Oni, das sind Teufel in menschenähnlicher Gestalt mit Hörnern, Raubtierzähnen und Krallen, die Menschen fressen oder in der buddhistischen Hölle foltern, Frauen versklaven, jedenfalls Übles tun. Nun rutschen sie auf den Bohnen aus und lassen sich so vertreiben. Kennenlernen kann man die oni-Teufel mit ihrer grünen, blauen oder feuerroten Haut und den grotesken Gesichtszügen in der wunderbaren Ausstellung japanischer Farbholzschnitte im Museum Ulm. Kann staunen über die technische Raffinesse dieser Drucke, die Schönheit der Farben und Kompositionen. Sich gruseln und wundern über das Pandämonium dieser Bilderwelt, die der Spezialist und Kunsthändler Hannspeter Kunz aus seiner reichen Sammlung in Ulm zeigt: Zauberesen, Ungeheuer und Gespenster.

Geister-Theater

Im Entrée der Sonderausstellung im dritten Stock wird auf die Verbindung der Holzschmittle mit dem Kabuki-Theater hingewiesen. Bei dessen Themen um Liebe und Tod, Unrecht und Rache ermöglichte der – bühnentechnisch raffiniert in Szene gesetzte – Einbruch der Zauber- und Geisterwelt Anspielungen auf verbotene Themen. Auch die Holzschnitte unterlagen der strengen Zensur, die Motive schildern oft die in Posen erstarrten Höhepunktsszenen der Stücke. Sie dienten sowohl der Werbung für als auch als Souvenir an die Theatervorstellung wie als populäre Sammelstücke und wurden auf der Straße mit Wäscheklammern auf Schnüren ausgehängt. Die Motive wurden in großer Zahl von Abzügen unters Volk gebracht, denn auch bei abnehmender Qualität der Druckstöcke wurden sie von Billigverlagen weitervermarktet. Das ursprünglich populäre Nô-Theater wird unter der Herrschaft der Shogune in der Edo-Zeit zu einer edlen Kunstform für den Adel; auch hier treten Geister auf – die Zensurbehörde aber erlaubte keine Wiedergabe dem Adel vorbehaltenen Szenen und Themen im Farbholzschnitt. In der Meiji-Periode ab 1868 öffnete und industrialisierte sich das abgeschottete Inselreich dem westlichen Fortschritt. Damit wurden in der Bildkunst die alten Stoffe beibehalten, aber psychologisch und atmosphärisch neu interpretiert. Das zeigt etwa die Serie »Sechsendreißig Gespenster«, gestaltet 1888/89 von Taiso Yoshitoshi. Eindrucksvoll in ihren Abstufungen von Gold und Silber, Licht und Grau ist eine um die Jahrhundertwende von Tsukioka Kôgyo geschaffene Nô-Szene der tanzenden, im Nebel schwebenden Götterfigur des Fuji vor dem im Hintergrund die Bildkante überragenden weißen Wunderberg.

Die Ausstellung ist thematisch nach Motiven gegliedert – auf die Totengeister (yurei) und Rachegeister (onryo) folgen die Teufel (oni), Ungeheuer (tengu) und Flussgeister (kappa).

Taiso Yoshitoshi (1839-1892): »100 Erzählungen aus China und Japan, Sumô-Ringkampf der Kappa-Flussgeister« Farbholzschnitt, 2/1865 || (unten) »Sechsendreißig Gespenster, Kiyohimes Verwandlung in eine Giftschlange« Farbholzschnitt, 1890
Vorläufer des Manga – Unbekannter Künstler der Utagawa-Schule: »Bild vom Erdbebenfisch« | Farbholzschnitt, 1855 | © Galerie Ukiyo-e-Gallery, Hannspeter Kunz, Sigmaringen



zusammengesetzt, ebenso wie das humorvolle Vexierbild von Arbeitern und Sumoringern. Die tengu-Ungeheuer leben auf den Bergen oder im Wald, als Krähen beherrschen sie die Lüfte. Ihre Augen senden Blitze, und sie sind Fechtkünstler. Als Langnasen-tengu werden sie mit der europäischen Physiognomie in Verbindung gebracht, obwohl solche Langnasen-Ungeheuer schon in Bildern erschienen, bevor europäische Missionare oder die einzig handelsberechtigten Holländer das vom Westen abgeschlossene Inselreich besuchten.

Knappe Erläuterungen helfen, die Szenen und Aktionen, Attribute und Symbole zu entschlüsseln, seien es Schauspieler in der Rolle von Geistern – wie der Rachegeist mit blutigem Hals, der die Familie eines Lords in Wahnsinn und Tod treiben will, weil dieser ihn als Anführer einer Bauernrevolte hatte foltern und kreuzigen lassen. Zu den Höhepunkten dieser immer aufs neue faszinierenden Bilderschau zählen acht Blätter des Großmeisters Utagawa Kunisada aus seiner späten Schauspielerserie »Ein Wettkampf zwischen Toyokunis Zauber-Szenen«: Beispiele von Luxusdrucken, die auf Spezialpapieren in exquisiter Druckqualität mit delikatem Farbauftrag und Spezialeffekten ausgeführt wurden. Dämmer, Schatten und Lichteffekte, Kostüme und Schriftrollen bezaubern ebenso wie die Riesenfledermaus, die Spinne, die magische Ratte, das neunschwänzige Fuchsgespenst und der Drachengott des Regens.

Manga und Animé

Werke von über 30 japanischen Künstlern sind zu bewundern. Neben den Einzelblättern und Serien-Motiven auch Fensterbilder für die Wohnung, Glückwunschblätter, Ausschneidebilder, Buchillustrationen, ein Leporello-Album von Kawanabe Kyôsaïs »100 Dämonen«. Im fünften Stock schlägt eine Motivgruppe aus der Sammlung des Galeristen Hannspeter Kunz den Bogen zum Thema Manga: Der große Wels unterhalb der Insel-Kette ist für die Erderschütterungen verantwortlich – und sexuell konnotiert: der Orgasmus ist das kleine Erdbeben. In einem humorvollen, vielfigurigen Blatt zum Erdbebenfisch nun kontextualisieren Beschriftungen die Legendengestalten und aus einer Kalebasse steigt eine große Sprechblase auf. So firmiert das Blatt als Vorläufer der Comic-Strip-Gattung Manga. Dieser heute höchst populären grafischen Erzählform ist ja in Tokio ein eigenes Museum gewidmet. In Ulm zeigen Exponate des Pforzheimer Sammlers Günther Beck die Vorgeschichte des Mediums. Dessen Name wird oft mit Hokusais »Hokusai Manga« (1814/15) assoziiert wird, wobei es sich da um 15 Bände von Holzschnittabbildungen seiner Zeichnungen handelt, nicht um Bilderezzählungen. Manga-Vorläufer sind auf Zeitungsseiten gebündelte komische Illustrationen, Satire-Magazine wie »Japonchi« von 1874 oder Papiertheater mit aus einem Holzrahmen hintereinander herausziehbaren Figuren-Szenen der 1930er Jahre. Ab den 1960er Jahren eroberten die Schwarz-

Anzeige



DER CHARLOTTENHOF

DAS KLEINE STRANDHOTEL

Zwischen Ostseestrand und Bodden, umgeben von idyllischen Künstlervillen, lädt der Charlottenhof zum Ausatmen ein. Jetzt sorgt auch die Küche für tägliches Glück, vom üppigen Frühstück über den Nachmittags-Mohnkuchen bis hin zum Boddenzanderfilet mit geschmortem Rhabarber kann man sich zwischen Radtouren im Gegenwind und Spaziergängen am Strand ständig dem Genuss hingeben. Zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter.

www.charlottenhof-ahrenshoop.de



Der Charlottenhof GmbH
 Grenzweg 3
 18347 Ostseebad Ahrenshoop
 Mecklenburg-Vorpommern
 Reservierung / Rezeption
 Telefon 038220-302
 Wir freuen uns auf Sie!

Japan gefällt mir immer mehr und mehr»

Emil Orlik besuchte 1900 das Land des Farbholzschnitts, um seine grafischen Techniken zu bereichern. Eine sehenswerte Ausstellung in Neu-Ulm.

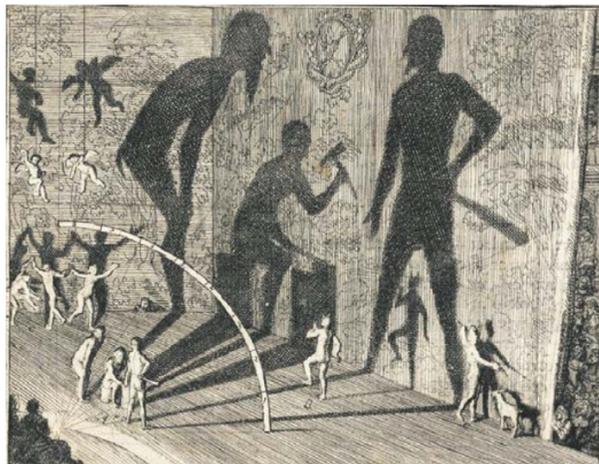
Weiße Serien in Heftform oder als Bücher in Millionenaufgaben den Markt. Die Ausstellung endet mit Beispielen von Grafik für den Animationsfilm. Original-Cells – gezeichnete Bewegungsphasen auf Transparentfolien – sind ebenso zu sehen wie Video-Beispiele, etwa aus Hayao Miyazakis berühmtem Film »Prinzessin Mononoke« (1997) des Studio Ghibli, das auch »Heidi« produziert hat.

Schattenbilder

Ein Bewegtbild-Medium präsentiert auch die zweite Sonderausstellung im vielseitigen Museum Ulm, nämlich Computerspiele. In »Shadow oft the Colossus« will der junge Held und Avatar des Spielers ein totes Mädchen zum Leben erwecken und muss 16 Kolosse besiegen, deren Seelen sich sodann zu einem Dämon verdichten, einem Schatten. Dass Computerspiele – wie dieses 2005 von Fumeto Ueda für Sonys PlayStation entwickelte – heute zu Recht als Kunstwerke eingeschätzt werden, diese These belegt Kurator Thomas Hensel, Kunsttheoretiker an der Hochschule Pforzheim, eindrücklich. Und zwar anhand eines uralten und bis heute lebendigen kulturgeschichtlichen Motivs aus Philosophie und Aberglauben, Literatur und Kunst: dem Schatten. Der ist eine physikalische Tatsache und zugleich ein Mysterium.

Mit fast hundert Exponaten bietet die Ausstellung im Erdgeschoss viele vergnügliche und interessante Begegnungen mit dem Schatten – und immer wieder eindrückliche Entdeckungen. Neben Lucky Luke, der schneller zieht und schießt als sein Schatten, hängt ein glamouröses Werbefoto mit einem sich selbstständig machenden Schatten – eine der häufigsten Konstellationen dieser Schau. Denn der magische Schatten kann täuschen oder verloren gehen, sich selbst beleben, die Macht über die Menschen ergreifen, sie töten.

Der Titel »Obumbro« (ich überschatte) greift auf ein katholisches Motiv zurück; im Lukas-Evangelium verkündigt der Engel des Herrn mit diesem Verb Maria die Empfängnis Jesu und wirft einen Schatten auf sie, der in manchen Gemälden sogar unter ihr Gewand kriecht. In einem Gründungsmythos der Bildkunst zeichnet die Tochter des Töpfers Butades den Schattenumriss des Geliebten auf der Wand nach, um ein Abbild von ihm zu besitzen. Und Platons Höhlengleichnis schildert die Welterkenntnis als Schattentheater. Gemälde und Grafik, Bilderbücher und Comics, Spiele, Stummfilme und Hollywood-Produktionen nutzen und steigern das Faszinosum des Schattensbildes. Ebenso das Schattentheater, das schon die Filmgeschichte inspiriert hat. Auch aktuelle Games greifen darauf zu: In dem Nintendo-Switch-Spiel »Projection: First Light« (2018/19) – entwickelt von Shadowplay Studios – muss das Mädchen Greta sich seinen Weg der Selbstfindung durch



Samuel van Hoogstraten: »Inleyding tot de hooge schoole der schilderkunst, anders de zichtbaere werelt« | Rotterdam, 1678, S. 260 | © Koninklijke Bibliotheek, Den Haag

eine Schatten-Marionetten-Welt bahnen. Und in »Uncharted: The Lost Legacy« (2017), einem Action-Abenteuer, müssen Objekte so angeordnet werden, dass ihre Schattenprojektionen Figuren ergeben. Damit kann freilich auch zeitgenössische Kunst faszinieren: Mit Metallschrott erschaffen Tim Noble & Sue Webster die Silhouette einer Ratte vor der Falle. Und der Koreaner Bohyun Yoon lässt in »Structure of Shadow« – ein Wunder! – mit einem Augenblick der Beleuchtung Hunderte Puppen-Körperteile zu kompletten Figuren zusammantzen. ||

VON ZAUBERWESEN, UNGEHEUERN UND GESPENSTERN. MYTHEN UND LEGENDEN IM JAPANISCHEN FARBHOLZSCHNITT DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS OBUMBRO. SCHATTENKUNST COMPUTERSPIEL

Museum Ulm | Marktplatz 9 | 89073 Ulm | bis **14. Februar** bzw. **28. April** | Di-So/Fei 11-17 Uhr, Do bis 20 Uhr | Kuratorenführungen: Zauberesen, **13. Jan., 3. Feb.** 15 Uhr / Obumbro, **24. Jan., 3. März, 7. April**, 15 Uhr | Führungen: Zauberesen, **17. Januar**, 18.30 Uhr / Obumbro, **6. Jan., 24. Feb.**, 15 Uhr; **7./21. Feb., 28. März, 4./25. April**, 18.30 Uhr | Kunst-Apéro Obumbro: **10. Jan./14. März**, 18.30 Uhr | Kunst-Brunch Obumbro: **12. Feb./16. April**, 9.30 Uhr | Doppelführung Ulm/Neu-Ulm: **10. Feb.**, 10.45 Uhr (Anmeldung: 0731 1530-0, info@vh-uhl.de) »Obumbro«-Publikation in Vorbereitung, Detektiv-Heft für Kinder weitere Termine: www.museumulm.de

Emil Orlik: »Regentag in Kyoto« | 1901 | Farb- radierung, 16,6 x 11,7 || **Vor dem Tempel** | 1900 Farb- radierung, 20,3 x 19,8 cm | Blatt 10 und 8 der Mappe »Aus Japan« © Edwin Scharff Museum, Foto: Nik Schölzel (2)



München leuchtete. Im Kunstsalon Littauer am Odeonsplatz – wo Thomas Manns Novelle »Gladius dei« spielt – waren es in den 1890er Jahren Farbholzschnitte »nach Art der Japaner« des Jugendstil-Designers Otto Eckmann zu sehen. Sie bestätigten den Münchner Akademiestudenten Emil Orlik in seiner Begeisterung für diese Kunstform. Schon Monet, Degas und Whistler hatten japanische Holzschnitte gesammelt und sich kompositorisch von dieser Flächenkunst inspirieren lassen, ebenso van Gogh, der die Farbdrucke in Öl kopierte und 1888 schrieb: »Mein ganzes Werk basiert zu einem gewissen Grad auf japanischer Kunst.« Der Prager Orlik, inzwischen Mitglied der Wiener Sezession, reiste im Frühjahr 1900 nach Japan, um die Technik des Holzschnitts und die Kunst des Farbdrucks vor Ort, in der Praxis zu studieren.

Die künstlerischen Resultate dieses Aufenthalts zeigt eine schöne Ausstellung in Neu-Ulm. In Tokio zeichnete Orlik Straßenszenen, ein Teehaus mit seinen beschrifteten Fahnen, Zimmerleute bei der Arbeit, Wagenzieher mit ihren breiten runden Hüten, Häuser, deren markante Formen sich im Wasserspiegel auflösen, eine einsame Figur zwischen Kiefern am alten Burgwall. Diese fein abgestuften Farb- lithografien ließ Orlik gleich in Tokio in der auf moderne Kunst spezialisierten Offizin Koshiba drucken. Im heißen August verließ Orlik die Hauptstadt, um von Nikko aus auf einer fünf-wöchigen Fußwanderung im kühleren Norden, ohne Führer und Dolmetscher, die noch nicht modernisierte japanische Kultur kennenzulernen. Begeistert war er auch von der alten Kaiserstadt Kyoto mit ihren Palästen, shintoistischen Schreinen und buddhistischen Tempeln. Dort richtet er sich im Hotelzimmer eine Werkstatt ein, um das technische Prozedere selbst auszuführen. In drei Holzschnitten hat er den beteiligten Gewerker ein Denkmal gesetzt: Das Porträt des Malers Kono Tobonubu zeigt den Entwerfer, der mit dem Pinsel das Motiv aufs Papier bringt. Der Holzschneider setzt mit seinen Messern diese Pinselzeichnung um, indem er nicht druckende weiße Linien und Flächen heraus-schneidet und die sich abdrückenden Konturlinienstege und Flächen erhaben stehen lässt. Und zwar mehrere, passgenau sich ergänzende Farbplatten. Der Drucker schließlich färbt mit Reibern die druckenden Partien ein und achtet auf Passgenauigkeit beim Abdrucken der Platten auf das speziell präparierte Papier. Orlik selbst schaffte immerhin bis zu zehn Farbnuancen, als er vor seiner Abreise aus Tokio Ende Februar 1901 einen professionellen Drucker ins Hotel bestellte, um Abzüge seiner Arbeiten fertigmachen zu lassen. Anschaulich wird die höchste Meisterschaft in dieser Kunstform bei den Blättern japanischer Künstler wie Hokusai, Eisen oder Hiroshige, die im ersten Raum der Ausstellung präsentiert werden.

Das Edwin Scharff Museum hat Orliks Mappe »Aus Japan« erworben, die der Künstler 1904 herausgab und seinem Mentor Max Lehrs widmete, der am Dresdener Kupferstichkabinett Fotografie und auch japanische Grafik sammelte. Neben sechs Lithos mit Straßenszenen umfasst sie neun Farb- radierungen, die Orlik aus seinen japanischen Skizzen erarbeitete: neben einem Tempelgarten und einer Landschaftsszene am Meer allesamt Menschendarstellungen. Holzschnitte enthält die Mappe keine, vielleicht weil die Anzahl der Drucke für die 50er-Auflage nicht reichte. Jedenfalls verabschiedete sich Orlik von diesem Medium, das seit Munch eine neue, expressive Tradition der Moderne begründete. Und brillierte mit sei-

nen Techniken der Farb- radierung. Orliks zarte Blätter atmen. Und unterscheiden sich deutlich von den exotischen Stereotypen und dem delikat-plakativen Dekor des modischen Japonismus der Zeit. Auch diesen Kontext veranschaulicht die um Leihgaben ergänzte Schau, speziell aus der Hamburger Orlik-Privatsammlung von Peter Voss-Andrae. Es lohnt sich, den Katalog zu deren Hamburger Ausstellung an der Museums- kasse zu erwerben, denn er zeichnet ein nahezu vollständiges Bild des »japanischen« Orlik, der seit 1904 als Nachfolger Otto Eckmanns am Berliner Kunstgewerbemuseum lehrte. Der später auch den Buchschmuck schuf für die Japan-Bücher von Lafcadio Hearn. Und es lohnt sich sehr, in Neu-Ulm der Kunst dieses Meistergrafikers zu begegnen, Blatt für Blatt. || tb

»WIE EIN TRAUM!« EMIL ORLIK IN JAPAN

Edwin Scharff Museum | Petrusplatz | 89231 Neu-Ulm bis **10. Februar** | Di/Mi 13-17 Uhr, Do/Fr 13-18 Uhr, Sa/So 10-18 Uhr | Führungen: **20. Jan./10. Feb.**, 11.30 Uhr | Museumssonntag mit japanischem Familien-Programm: **3. Feb.**, 10.30-17 Uhr Doppelführung Ulm/Neu-Ulm: **10. Feb.**, 10.45 Uhr (Anmeldung: 0731 1530-0, info@vh-uhl.de) | Der Katalog (Edition Klaus Rasch, 2012, 140 Seiten) kostet 29 Euro | Termine: www.edwinscharffmuseum.de

Anzeige

Ahrenshoop

Die Künstlerkolonie an der Ostsee

Gemäldegalerie Dachau
16. 11. 2018 – 10. 3. 2019

www.dachauer-galerien-museen.de



Die Nachtseite der Kreatur

Das Ismaninger Kallmann-Museum zeigt die Ausstellung »Nocturnal Eden« mit Werken von Yvonne Roeb, der ersten Trägerin des Kallmann-Preises. Dazu eine Werkschau von Hans Jürgen Kallmann zu den Themen Porträt, Landschaft, Tier.

JOACHIM GOETZ

Schaurig-schöne Mischwesen auf der einen und expressive Gemälde auf der anderen Seite des Ismaninger Kallmann-Museums haben auf den ersten Blick nicht viele Gemeinsamkeiten. Die faszinierenden Skulpturen und Collagen stammen von Yvonne Roeb, die in Berlin und Düsseldorf lebt und arbeitet und 1976 in Frankfurt geboren wurde. Die Bilder malte der 1908 in der heute polnischen Provinz Posen geborene Künstler Hans Jürgen Kallmann, der von 1952 bis zu seinem Tod 1991 in Pullach lebte.

Kallmann hatte in Berlin 1930 kurz bei Emil Orlik studiert und wurde von Max Slevogt gefördert. Während des NS-Regimes wurde er

in der Ausstellung »Entartete Kunst« diffamiert und später mit einem Ausstellungsverbot belegt und verlor sein Œuvre im Bombenkrieg. Berühmt wurde er seit den 50er Jahren mit seinen psychologisch einfühlsamen Porträts von großen Namen wie Adenauer und Heuss, Mao und Strauß, Papst Johannes XXIII., Ernst Bloch und Bert Brecht.

Yvonne Roeb, die bei Timm Ulrichs studierte und Meisterschülerin von Katharina Fritsch war, fällt in der zeitgenössischen Kunstszene mit ihren irritierenden Skulpturen voller sich widersprechender und zugleich ergänzender Assoziationen auf. Ihre ästhetisch immer



(im Uhrzeigersinn) **Hans Jürgen Kallmann:** »Angreifender Pavian« | 1967 | Tempera, Pastell | © VG Bild-Kunst, Bonn 2018
Yvonne Roeb: »Alter Ego« | 2015
PU-Schaum, Bronzebeschichtung, Patina
48,5 x 34 x 84 cm || »Hominid« | 2015
PU-Schaum, Bronzebeschichtung, Patina,
Pigmente | 110 x 95 x 65 cm | © Yvonne
Roeb, Foto: Ivo Faber (2)

dem riesigen Teppich mit aufwendig von Hand gestickten und eingewobenen Schlangen – er besetzt einen großen Ausstellungsraum – arbeitete sie freilich mit fünf Helfern vier Wochen lang.

Die anderen gezeigten Werke sind eher mittel- bis kleinformig. Und in unterschiedlichen Materialien gearbeitet. Roeb benutzt Acrylharz, Bauschaum, Wachs, Gips, Silicon, aber auch natürliche Stoffe wie Pferdehaar. Gerne verfremdet sie diese Ursprungsmaterialien anschließend, indem sie Oberflächen patiniert, verguldet, bearbeitet – irgendwie überfärbt. Das bringt Spannung, weckt Neugierde und unterstreicht freilich auch die den Objekten innewohnende Zweideutigkeit. Am liebsten würde man die Exponate anfassen, um den Werkstoff zu prüfen. Unerwünscht! Streng untersagt! Klar, mitunter nimmt die Künstlerin dosenfertigen Polyurethan-Hartschaum aus dem Baumarkt, der ja schon mit leichtem Fingerdruck aus der Façon zu bringen ist. Das sieht man aber nicht, sondern glaubt, einem massiven Bronzeguss gegenüberzustehen. Keramik wird auch mal lackiert, statt glasiert und gebrannt. Acrylharz erhält – etwa beim »Quallenmann« – eine Kupferpatinierung und eine Lackierung. Dabei versucht Roeb, die Oberfläche möglichst natürlich aussehen zu lassen. Was freilich von den Tentakeln eines Tintenfisches, die dem kleinen Mann aus dem sonderbar geformten (Tier-)Kopf hinten rauswachsen, wieder konträrkiert wird. Auch dies ein immer wiederkehrendes Spiel: Roeb kombiniert zwei kontrastierende, beim Betrachter hervorgerufene Gefühlsaggregate – hier: sympathisch und eklig – in einem Objekt.

Das Prinzip von Roeb's Schaffen: die Gleichzeitigkeit sich widersprechender oder nicht zusammenpassender Materialien, Formen, Aussagen, Stimmungen. Das sorgt für surreale Wirkung. So fragt man sich manchmal auch, ob es sich nicht doch um naturwissenschaftliche Präparate, archaische Fossilien, traditionelle Kultgegenstände handelt. Die Stücke bleiben rätselhaft – und könnten auch unseren Fantasien, Ängsten oder Träumen entsprungen sein. Aber vielleicht ist es auch einfacher. Vielleicht sagt uns die Künstlerin ja nur, dass sich in allen Lebewesen Gegensätzliches vereint. Etwa das Gute und das Böse, das Göttliche und das Diabolische. Fast schon religiös. ||

beeindruckenden Plastiken changieren zwischen Menschen-, Pflanzen- und Tierwelt, zwischen Realität und Horrorfilm oder Gruselkabinett. Ihre Motive findet Roeb, die seltener auch zweidimensional und als Filmerin aktiv ist, fast überall – in der Mythologie, der Naturkunde, der Kulturgeschichte, der Medienwelt. Ihre Schöpfungen erinnern an Bekanntes, an Archetypisches; die bewusste Verfremdung sorgt für Irritation. So wird der Betrachter einerseits angezogen, andererseits zurückgewiesen.

Die gewählten Titel verstärken das zusätzlich. So zeigt »Helix« eine freilich aus Polyester geschaffene Schlangenhaut, aus der sich ein aus Pferdehaar geflochtener Zopf herauswindet. Irgendwie unappetitlich. Und ein »Hominid«, der sich aus einem diffusen, dunklen, schlackeähnlichen Sockelhaufen als Büste nach oben herausarbeitet, besitzt eine Art Hundeschädel mit tief eingefallenen Augenhöhlen. Auch nicht wirklich knuddelig.

Nun erhielt Roeb den erstmals von der Professor-Hans-Jürgen-Kallmann-Stiftung vergebenen Kallmann-Preis, der mit 500 Euro Preisgeld sowie einer Ausstellung und einem Katalog (im Wert von 7500 Euro) verbunden ist. Es gab 300 Bewerbungen für diese Auszeichnung, die besonderen künstlerischen Leistungen in den Themenbereichen Porträt, Tier, Landschaft gewidmet ist – den Schwerpunkten in Kallmann's Schaffen. So treffen die beiden in Ismaning nun aufeinander. Denn die stiftungsmäßig vorgeschriebene jährliche Kallmann-Schau wurde mit der Preisträgerschau kombiniert.

Kallmann, dessen Pferde-, Affen-, Raubtier- oder Vogelbilder ausdrucksstark sind und immer quicklebendig bis aggressiv, mit aufgerissenen Maul, hat zu Tieren ein enges Verhältnis. Seine »Hyäne in der Nacht« brachte ihm die Verfemung in der NS-Zeit ein. Angegebener Grund: Eine »rassisch minderwertige« Tierart wurde zum »wichtigsten Bildthema«. Da muss man erst mal drauf kommen. Jahrzehnte später betitelte der mit Humor gesegnete Künstler seine im List-Verlag erschienene Autobiografie mit »Der unverwundbare Stier« – natürlich sein Sternzeichen. Auch Eulen und Uhus malte und mochte er, denn er war ein Nachtmensch und etwas melancholisch.

Roeb dagegen packt an. In einem verregneten Sommer bläst sie nicht Trübsal, sondern dreht einfach den Doors-Song »Waiting for the Sun« lauter. Ihre Skulpturen macht Roeb – von Ausnahmen mal abgesehen – ausschließlich selber, Bildhauerei der Marke Old School. An

Anzeige

Schimmernde Krüge von Erz

Staatliche Antikensammlungen
München
19. September 2018 bis 23. Juni 2019

Täglich außer Montag 10.00–17.00 Uhr
Mittwoch bis 20.00 Uhr

www.antike-am-koenigsplatz.mwn.de

YVONNE ROEB – NOCTURNAL EDEN
HANS JÜRGEN KALLMANN – PORTRÄT.
LANDSCHAFT. TIER.

Kallmann-Museum Ismaning | Schloßstr. 3b,
85737 Ismaning | bis **10. Februar** | Di bis So
14.30–17 Uhr | Führungen: **6. Jan./10. Feb.,**
15 Uhr; **22. Jan.,** 18.30 Uhr | Künstlergespräch
Yvonne Roeb und Direktor Rasmus Kleine:
27. Jan., 19.15 Uhr | Kuratorenführung mit
Kaffee und Kuchen: **29. Jan.,** 15 Uhr | Das
Katalogheft (56 Seiten) kostet 4 Euro | Weitere
Termine und Jazzkonzerte: www.kallmann-museum.de



Ohne Titel | 2017 | © Elizaveta Porodina

ELINA MESSFELDT

Mit ihren Modeinszenierungen in der »Vogue«, »Gala«, »Elle« oder »Harper's Bazaar« ist sie längst in der Welt der Fotografie angekommen. Das Münchner Stadtmuseum erlaubt nun mit einer Auswahl aus dem vielseitigen Repertoire der Künstlerin in der Kabinettausstellung einen Blick auf ihr bisheriges Gesamtwerk. Die Ausstellung »Smoke & Mirrors« ist die erste Museumspräsentation der gebürtigen Moskauerin, die seit 2000 in München lebt und seit ca. acht Jahren fotografiert. Und deren Fotoshootings und Videos zu »Bungalow« und »Baba« das Image der Wiener Band Bilderbuch mitprägten.

Auf zwei Arten kann man sich den Fotografien in dieser Ausstellung nähern: In den begrenzten Räumlichkeiten dieses Projekts aus der Fotomuseums-Reihe Forum kann man wie durch einen Flur hindurchschreiten und den Blick links und rechts schweifen lassen. Hinausgehen wird man mit dem Eindruck von farbenfroher, facettenreicher Modefotografie von schönen Menschen. Eine andere Weise, an Elizaveta Porodinas Werk heranzutreten, wäre, jede Fotografie einzeln, Bild für Bild, intensiv zu betrachten. Auf den ersten Blick erscheint das als einschüchterndes Vorhaben, denn es wurden Bilder aus verschiedenen Portfolios zusammengestellt und mit Nägeln auf der weißen Wandfläche aneinandergereiht. Ohne erkennbaren motivischen Zusammenhang sind sie so angeordnet, dass kein Bild symmetrisch zum anderen hängt. Das verleiht der Hängungskonzeption eine Pinnwandreferenz, fast so, als wäre man gerade live dabei, wie ein Modemagazin sich für das Layout und die visuelle Gestaltung der nächsten Ausgabe entscheidet.

Und doch gibt es dabei eine vereinende Konstante: Bei jeder der fotografierten Personen scheint eine tiefe Melancholie zugrunde zu liegen. Die Menschen, meist Frauen, wurden in intimen Momenten fotografiert, doch jedes Mal entgeht dem Betrachter das scharfe Gesamtbild dieser Person durch irgendeine Art der Verschleierung. Manchmal durch seidene Tücher vor dem Gesicht des Models, eine Linse, die zwischen Körper und Betrachter gehalten wird, oder eine Spiegelung im Wasser. Es sind außerdem wiederkehrende Protagonisten, die uns aus den Bildern heraus konfrontieren. Eine Frau im gepunkteten Kleid betrachtet sich im Spiegel, einige Schritte wei-

ter hält eine zarte Hand mit einem gepunkteten Ärmel eine Fotografie. Ein andermal blickt uns ein und dasselbe Gesicht zweimal aus einem Bild entgegen. Keine Zwillinge, es scheint, als wäre es Porodina hier gelungen, gleich zwei Persönlichkeiten der Abgelichteten abzubilden, denn die Frau und ihr Schatten verschwimmen. Auf weiteren Fotografien treten noch surrealistischere Elemente auf, wie zerbrochene Spiegel, welche die perfekten Gesichter splintern lassen, oder eine Frau unter Wasser, von der man nicht sicher sein kann, ob sie wieder auftauchen wird. Schräg gegenüber posiert ein Mädchen auf einem Turm voller unbemalter Puppenköpfe. Wie leere Hülsen liegen sie auf einem Stapel, was das perfekt geschminkte Gesicht umso kontrastreicher hervorhebt. So entsteht eine Mischung aus Düsternis und Humor, Romantik und Realität in diesen inszenierten, verfremdeten, teils bildmanipulierten Aufnahmen. Diese Aspekte werden besonders interessant, wenn man den biografischen Hintergrund der Fotografin miteinbezieht. Elizaveta Porodina studierte in München Klinische Psychologie und arbeitete im psychotherapeutischen Bereich, bevor sie beruflich zur Kamera griff. Die Hauptfiguren ihrer Bilder scheinen einen inneren Kampf auszutragen, der nur in Fragmenten beim Betrachter ankommt. Bezeichnenderweise liegt der Fokus auch ausschließlich auf dem Menschen, nur selten spielt die Umgebung oder gar Landschaft eine Rolle. Der Landschaftsdarstellung in der zeitgenössischen Fotokunst übrigens widmet sich im Stadtmuseum gerade eine fulminante Ausstellung mit Werken aus der DZ BANK Kunstsammlung (bis 31. März).

Wer nach einem fröhlichen Zeitvertreib für die Winterzeit sucht, sollte um Porodinas Ausstellung wohl einen Bogen machen. Wer das Experiment nicht scheut, wird mit nachhaltigen Eindrücken belohnt: Porodina zeigt uns den Menschen geheimnisvoll vielschichtig – und schafft es, die Fotografierten verletzlich und zugleich unantastbar wirken zu lassen. Eine Kunst der Distanz. Sie arbeitet mit starker Theatralik, die sowohl in Farbe als auch in Schwarz-Weiß ihre Wirkung nicht verfehlt. Sogar altbekannte Klassiker, wie der venezianische Harlekin oder Vermeers Mädchen mit Perlenohrring, lassen sich hier in ungewöhnlicher Neuinszenierung begutachten. Lässt man

Mysteriös und unantastbar

Die Ausstellung der Münchner Fotokünstlerin Elizaveta Porodina im Stadtmuseum präsentiert Bildinszenierungen zwischen Porträt, Modefotografie und surrealer Verfremdung.



Ohne Titel | 2018 | © Elizaveta Porodina

nun Bild für Bild noch einmal Revue passieren, wird man Themen wie künstlerische Tradition und Wahrnehmung, Aspekte von Fremdeinwirkung, Unsicherheit und Geheimnis erkennen. »Letztendlich geht es nur um Liebe«, sagt Elizaveta Porodina zwar selbst über ihre Bilder, doch steckt noch einiges mehr dahinter. Allem voran der Sprung zu ihrer eigenen, unverkennbaren Bildsprache. ||

ELIZAVETA PORODINA SMOKE & MIRRORS
Münchner Stadtmuseum | St.-Jakobs-Platz 1
bis 27. Januar | Di bis So 10–18 Uhr
www.muenchner-stadtmuseum.de

Anzeige

WAS TUN!

Ob Groß oder Klein, völlig egal – wir erkunden und erfahren das Lenbachhaus auf spannungsreiche, lustvolle Weise. Gemeinsam begeben wir uns auf die Suche nach den vielen Geschichten über Künstlerinnen und Künstler und nach dem, was hinter ihren Werken steckt.

Programm und Hinweise zu allen Angeboten unter: lenbachhaus.de/wastun

Der Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren ist in allen Ausstellungen frei!

KOMMT UND NEHMT EURE FAMILIEN UND FREUNDE MIT!

KUNSTVERMITTLUNG AM LENBACHHAUS

LENBACHHAUS.DE

IHR KUNSTMUSEUM IN MÜNCHEN

IMPRESSUM

Herausgeber
Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de
Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.I.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
www.ulenspiegeldruck.de
Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet, Susanne Gumprich, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner
Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger
Online-Redaktion Matthias Pfeiffer
Autoren dieser Ausgabe Moritz Altmann (moa), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Eva-Elisabeth Fischer (eff), Sofia Glasl (sg), Joachim Goetz (jg), Iseult Grandjean (isg), Petra Hallmayer (ph), Klaus Hübner (kh), Frank Kaltenbach (fk), Thomas Kiefer (tki), Thomas Lang (thl), Thomas Lassonczyk (tla), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Hannes S. Macher (hsm),

Elina Messfeldt (em), Stephanie Metzger (stm), Ulrich Möller-Amsberg (uma), Jürgen Moises (jm), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mat), Tina Rausch (tra), Chris Schinke (cs), Silvia Stammen (sis), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Julia Weigl (juw), Florian Welle (fwe)

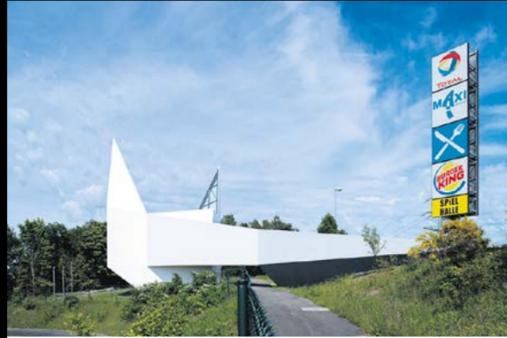
Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25.000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung
Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS



Ökumenisches Kirchenzentrum Maria Magdalena, Freiburg-Rieselfeld | **Büro Kister Scheiterhauer Gross**, Köln | 2004 | Fotos: Christian Richters
(Mitte) **Autobahnkirche Siegerland**, Elkersberg | **Schneider + Schumacher**, Frankfurt am Main | 2013
Fotos: Jörg Hempel
Kapelle im Feld, Bad Schwalbach
Holger Walter, Berlin (Künstlerische Konzeption), **Barbara Schmid**, Baureferat der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (Raumgestalt) | 2012
Fotos: Gerald von Foris, München



Neue Looks für Gottes Haus

Künstler und Architekten finden experimentelle und spirituelle Lösungen für die Gestaltung von Kirchenräumen, wie ein Überblick in der Galerie der DG zeigt.

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Die Kirche als kreative Spielwiese für Architekten und Künstler? Den Eindruck mag man gewinnen, wenn man sich mit Entwicklungen der »Kunst im sakralen Raum« der letzten Jahre befasst. Immer schon kam der Kirche die Rolle als Bewahrerin und Förderin der Künste zu. Wer sehen möchte, wie sie auch heute noch – bzw. zunehmend wieder – ihrer traditionellen Rolle als Auftraggeberin gerecht wird, dem sei die interessante dokumentarische Wanderausstellung in der Galerie der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst (DG) ans Herz gelegt. Man wird feststellen, dass sich die Kirchen immer mehr aktuellen Tendenzen in der Kunst öffnen und mit ihren Initiativen auch zunehmend in den Fokus von Künstlern und kunstinteressierter Öffentlichkeit geraten.

Kommt die Präsentation mit dem sachlichen Titel auf den ersten Blick auch etwas mühsam und spröde daher, entpuppt sie sich rasch als spannende Übersicht ausgewählter, oft unkonventioneller, innovativer und überraschender architektonischer und künstlerischer Konzepte, die seit 2000 im Auftrag evangelischer wie katholischer Kirchen entstanden sind. Die überkonfessionelle Schau mit dem erweiterten und vertiefenden Katalog wurde von der DG zusammen mit dem Verein Ausstellungshaus im Zuge des 125-jährigen Jubiläums der DG konzipiert und wird bis 2020 noch acht weitere Stationen in Deutschland durchlaufen.

Wie weit können Architekten und Künstler in ihren Neuinterpretationen von Raum, Neuordnung des Gestühls, Gestaltung der Fenster und der Prinzipalia gehen? Gerade bei der künstlerischen Konzeption von Altar, Predigerpult und Taufbecken muss der Spagat zwischen liturgischer Funktion, autonomer

Skulptur und Kirchenraum gelingen. Ein Künstler wie Michael Schoenholtz etwa leitet seinen schlichten Entwurf aus Steinkuben von der steinernen Umgebung der vorhandenen mittelalterlichen Steinquader ab. Einen auffallend anderen Akzent setzen hingegen Lutzenberger & Lutzenberger, die in den historischen Kirchenraum von St. Anna in Augsburg Altar und Ambo aus tiefrotem Wachs integriert haben. Skulptural anspruchsvoll ist das bildhauerische Konzept von Werner Mally. Seine blockartigen Prinzipalia aus geschichtetem Birkenholz bilden eine Einheit im wörtlichen Sinn: Alle Bestandteile sind aus einem einzigen Holzblock herausgearbeitet. Dass heute sehr mutige Töne angeschlagen werden können, zeigt beispielsweise die poppig-plakative Wandgestaltung mit Pop-Art-Maria und farbiger Lichtinstallation von Stefan Strumbel für die Kirche Maria-Hilf der Christen in Goldscheuer.

Besonders bei den architektonischen Entwürfen zeigen sich Experimentierfreude und markanter Gestaltungswille. Zu den überraschendsten ganzheitlichen Konzepten zählt sicher der nüchterne kantige Betonbau des ökumenischen Kirchenzentrums Freiburg-Rieselfeld mit seinen eigenwillig geneigten und gefalteten Fassaden und der mutigen Neuinterpretation der Kirchenschiffe: evangelischer und katholischer Bereich lassen sich durch Schiebewände räumlich verbinden. Signifikant hebt sich auch die St. Marien Kirche in Wangerland aus der Landschaft: Die ausladenden runden und spitzen Formen des Baukörpers sollen Wellen, Dünen und Meer versinnbildlichen. In die Landschaft integriert zeigt sich die Kapelle im Feld in der Gemeinde Langenseifen bei Bad Schwalbach: Zuerst wurde eine Basaltlavasäule auf einem Acker aufgestellt, diesen Altar

umschließt nun die aus Holz gefügte Kapelle, deren Kuppelform einerseits den Hang nachzeichnet, andererseits wie ein großer Heuhaufen sich aus dem Getreide- oder Stoppelfeld erhebt. Besonders auffallend ist die Autobahnkirche Siegerland bei Elkersberg: Außen hat sie die Erscheinung einer fensterlosen, weißen, origamiartigen Faltung, innen tut sich ein organisches, schuppenartiges Holzgewölbe mit einer parabelförmigen lichtdurchfluteten Altarnische auf. Als Nonplusultra des Umbaus einer alten Kirche gilt die viel diskutierte, konsequente und klärende Neugestaltung von St. Moritz in Augsburg durch den Londoner Architekten John Pawson. Spätestens hier hat der interessierte Betrachter die Dimension des Ausstellungsthemas erfasst – Ziel ist nämlich nicht nur der Überblick über eine Auswahl realisierter Entwürfe, sondern die zukunftsweisende und anregende Bestandsaufnahme eines lebendigen Diskurses über Kunst im sakralen Raum, ihre Regeln und Grenzen, ihre Bedeutung und Möglichkeiten, ihren Sinn und Nutzen im Kontext von Religion, Glaube und Liturgie. ||

ZUSAMMENSPIEL: KUNST IM SAKRALEN RAUM

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst (DG)
Finkenstr. 4 | **8. Januar bis 9. Februar** | Di bis Fr 12–18 Uhr
Führung: **8. Jan./4. Feb.**, 18 Uhr | Finissage: **9. Feb.**, 11–15 Uhr
Der Katalog (Schnell & Steiner, 213 S.) kostet 25 Euro
weitere Stationen in Rottenburg, Stuttgart, Bad Windsheim etc.,
siehe: www.dg-galerie.de



Die eigene Trambahnhaltestelle mit einem Dach, das an Calatravas Entwurf für den New Yorker Bahnhof erinnert, ist nur eine der Besonderheiten im neuen Quartier | © Jost Hurler (2)

Schwabing

4.0

Geht so Stadt?

Das neu eröffnete Quartier Schwabinger Tor zeigt, wie wir in Zukunft leben könnten und wie man anstelle lebloser Schlafstädte urbane Räume schafft.



FRANK KALTENBACH

Während man auf der Terrasse mit Alpenblick noch schnell frühstückt, steht das E-Mobil schon bereit. Es ist nicht der Chauffeur, der angerufen hat, sondern das Fahrzeug selbst, das man über die eigens entwickelte App schon Monate im Voraus sekundengenau reservieren kann. Was klingt wie aus einem Science-Fiction-Film, kann schon in absehbarer Zukunft Realität sein – und das mitten in Schwabing. Die hauseigene Carsharingflotte mit zahlreichen E-Mobilen und das digital vernetzte Parkraummanagement haben sich in der öffentlich zugänglichen Tiefgarage für 900 Pkws bereits bewährt. Digital vernetzt sind die Bewohner über die Schwabinger-Tor-App auch untereinander, um gemeinsame Freizeitgestaltung oder die Kinderbetreuung zu verabreden und sich Sportgeräte und Werkzeug auszuleihen. Auch die Hausverwaltung ist direkt über die App erreichbar.

Leben wie im lange gewachsenen Quartier

Wer von dem Service profitieren wird? Die 3000 Menschen, die im neuen Stadtquartier Schwabinger Tor wohnen oder arbeiten. Wo noch vor wenigen Jahren das eingezäunte Gelände der Metro, des Holiday Inn Hotels und ein großer Parkplatz eine unüberbrückbare Barriere zwischen Leopoldstraße und Ungererstraße darstellten, schaffen heute neun eindrucksvolle Baukörper ein verbindendes Stück urbaner Stadt. Schwabing solle nicht mehr an der Münchner Freiheit enden, lautete beim Planungsbeginn vor 14 Jahren die Devise der Investoren. Hier wohnt ein bunter Querschnitt durch die Gesellschaft. 32 der über 200 Wohnungen sind nach Kriterien des geförderten Wohnungsbaus belegt. Eigentumswohnungen zur reinen Geldanlage gibt es hier keine. Die Mieten beginnen bei 890 Euro für eine Zwei-Zimmer-Wohnung, eine Dachterrassenwohnung mit Blick über die ganze Stadt beginnt bei 2.500 Euro. Bis auf das Penthouse im 13. Geschoss eines der drei Hochhäuser für 4.900 Euro sind fast alle Wohnungen vermietet. »Natürlich würden gerade die Penthouses bei einer entsprechenden Klientel sofort weggehen, aber nicht jeder Suchende entspricht unseren Auswahlkriterien«, erläutert Markus G. Neuper, der für den Bauherrn, die Jost Hurler Gruppe, die Vermietung leitet und in der Planungsphase maßgeblich an der programmatischen Konzeption des gesamten Areals beteiligt war. Das Unternehmen fühlt sich dem Standort verpflichtet. Jost Hurler, der Großvater der jetzigen Geschäftsführergeneration, hat bereits 1962 das Metro-Gelände erworben und dort den ersten Cash-and-Carry-Handel Deutschlands eingeführt. 2007 hat das Unternehmen das Holiday Inn Hotel dazugekauft.

Nicht nur die ganz großen Marken sind mit ihren Niederlassungen hier vertreten, auch Startups mit kleinen Büros. Wer erst am Anfang seiner Unternehmensgründung steht, kann als Freelancer in einem der Coworking Spaces auf eine perfekte Ausstattung zurückgreifen. »Uns ist es wichtig, dass die Menschen, die hier einen Mietvertrag unterschreiben, zur Vielfalt und Belebung des Quartiers beitragen und im Idealfall einen Bezug zu Schwabing haben. Wir sind für alle Nationen und Weltanschauungen offen. Wichtig ist, dass unsere Mieter einen großen Teil des Jahres auch tatsächlich hier wohnen.« Viele Mitarbeiter der ca. 50 Firmen, 25 Geschäfte und Gastronomiebetriebe haben inzwischen auf dem Gelände auch ihr

privates Domizil bezogen. So wird Lebenszeit nicht mit der Überwindung von Distanzen verschwendet, dafür aber das Verkehrsaufkommen in der unmittelbaren Umgebung beträchtlich vermindert. Überhaupt liegt der Schlüssel des Erfolgs des 4,2 Hektar großen Quartiers darin, dass das Areal so gut wie autofrei gestaltet werden konnte. Jedes der insgesamt neun Gebäude ist von einer einzigen, 500 m langen, endlich einmal warm ausgeleuchteten Tiefgarage mit nur einer Andienung im Süden, einer für das Hotel in der Mitte und einer im Norden unterirdisch erreichbar. Das erlaubt den Passanten ein ungestörtes Schlendern an den Schaufenstern der Modeläden und Restaurants vorbei, sogar ein Künstlerkollektiv mit Ausstellungsräumen wird ab 2019 vor Ort ansässig sein. Von den Angeboten des neuen Quartiers profitiert aber auch die Umgebung. Wo sonst kann man sein Fahrrad sicher in einer 700 Plätze fassenden Fahrradtiefgarage abschließen, um shoppen zu gehen? Und nirgends sonst in München hat ein Investor in enger Abstimmung mit der Münchner Verkehrsgesellschaft seine eigene Tramhaltestelle realisiert. Bewohner wie Kunden können über die Tiefgarage und einen Lift unter dem frei geschwungenen weißen Membrandach selbst bei Regen trockenen Fußes in die Straßenbahn einsteigen.

Intensive Recherche im Vorfeld der Planungen

In über 3500 Interviews befragten die Investoren im Vorfeld die Anwohner, welche Art von Läden, Restaurants und Dienstleistungsangeboten sie sich wünschten. Die Auswertung führte zu dem strengen Kriterienkatalog, der verhindern soll, dass lang ansässige Geschäfte verdrängt bzw. neue Läden und Lokale nicht angenommen werden. Der Erfolg gibt den Programm-Machern Recht. Die Mischung aus gehobener Gastronomie, Mode-Avantgarde, Premium-Beautysalon einerseits und der Infrastruktur für den täglichen Bedarf, wie Pizzeria, Supermarkt, Bäcker, Drogeriemarkt und Kindergarten, scheint schon in der Eröffnungsphase aufzugehen. »Wer hier vertreten sein will, muss Kreativität mitbringen, etwas Besonderes schaffen wollen und dementsprechend investieren. Dafür kann er auch mit unserer größtmöglichen Unterstützung rechnen«, erklärt Markus G. Neuper. Dazu gehören flexible Mieten, damit den Betreibern nicht schon in der Anlaufphase finanziell die Luft ausgeht.

Im Zentrum der Anlage steht das Hotel Andaz der Hyatt Gruppe mit 277 Zimmern, einer fast 6 Meter hohen Skybar in der 12. Etage für Sonnenuntergänge mit Alpenpanorama, dem 2.000 m² großen »SPA at the ANDAZ« mit Pool und Dachterrasse und einem Konferenzzentrum. Auch hier wird alles zeitgemäß gestaltet, mit Anklängen an Münchner Traditionen. Synergieeffekte sind auch hier programmiert: Die Infrastruktur des Hotels wie Tagungsräume mit Catering kann von den umliegenden Büros gebucht werden.

Lernen von der Gründerzeit

»Das Besondere an der Nutzungsmischung im Schwabinger Tor ist die horizontale Schichtung. Über den Läden im Erdgeschoss kommen drei Bürogeschosse, darüber zwei Etagen mit Wohnungen. In den zwei Wohnhochhäusern sind es 10 Wohngeschosse«, erklärt Baudirektor Thomas Rehn. Er war auf Sei-

ten der Landeshauptstadt für die planungsrechtliche Umsetzung des ambitionierten Wettbewerbsentwurfs verantwortlich. »Bei den Gründerzeithäusern in alten Stadtteilen wie Haidhausen oder Schwabing, die wir alle so lieben, ist das selbstverständlich. Nur in Neubausiedlungen wollen sich die Investoren oft nicht darauf einlassen, weil sie fürchten, dass die Ladenlokale unvermietbar sind und zusätzliche Kosten für getrennte Erschließungen mit Treppen und Aufzügen entstehen. Dabei wissen wir alle: Wohnen im Erdgeschoss macht die Stadt kaputt.« Beim Schwabinger Tor konnte die horizontale Schichtung nur realisiert werden, weil Entwickler, Investor und der Betreiber identisch sind. Üblicherweise liefert bei Grundstück dieser Größenordnung der Entwickler lediglich die Grundlagen für einen Bebauungsplan, der so flexibel wie möglich sein muss. Anschließend werden einzelne Parzellen an Investoren mehrmals weiterverkauft, sodass sich der Bauherr am Ende dieser Kette nicht mehr an die Vereinbarungen mit der Stadt gebunden sieht. Was andernorts in München die Regel ist: Ein ehemals einheitlich geplantes Viertel zerfällt in lauter unzusammenhängende Einzelbausteine. Beim Schwabinger Tor dagegen verbindet ein durchgängiger Natursteinbelag die unterschiedlichen Freiräume, sorgt bei Dunkelheit ein Lichterkranz über sämtlichen Erdgeschossfassaden für Kontinuität. Selbst die Beleuchtung in den Büros ist über alle Gebäude weitgehend identisch. Vor allem aber sind es die hochwertigen, bis zu 50 Zentimeter tiefen Fassaden aus Naturstein, Betonwerkstein, Ziegel und Putz der Büros von 03 Architekten, Max Dudler, Hild und K, sowie Hilmer & Sattler und Albrecht, die das Viertel untereinander, aber auch mit dem Duktus der Ludwigstraße verbinden.

Dass das Quartier in einer Hand ist und auch die nächsten 50 Jahre bleiben wird, hat einen weiteren entscheidenden Vorteil: die Erreichung einer möglichst hohen Dichte. »Bei Gebäudehöhen von 24 Metern wäre der enge Abstand, der im Architekturwettbewerb vorgesehen war, nicht genehmigungsfähig gewesen. Wir haben also einen außergewöhnlich detaillierten Bebauungsplan ausgetüftelt, bei dem die Nutzung für jedes Gebäude geschossweise vorgeschrieben ist. Und da die Wohnungen erst oberhalb des dritten Obergeschosses beginnen dürfen, ist eine gute Belichtung gewährleistet«, sagt Thomas Rehn.

Beispielhaft, aber schwer übertragbar

Übertragbar ist das Konzept des Schwabinger Tors jedoch nur bedingt. Ermöglicht wird es durch die Tatsache, dass das gesamte Gelände im Besitz eines einzigen Eigentümers ist. Wo sonst gibt es einen Investor mit einer Kapitaldecke, die ihm erlaubt, Renditen auf Jahrzehnte zu kalkulieren, anstatt durch schnellstmöglichen Verkauf zu Höchstpreisen seine Schulden zu tilgen? Dennoch sieht Thomas Rehn hier ein Modellprojekt, das anschaulich macht, welche Dichten heute auch in hoher Qualität erreichbar sind. Vielleicht wird das Schwabinger Tor ja tatsächlich eine Keimzelle einer neuen Bohème, von Startups und Kreativen. Eine Qualität des alten Schwabing fehlt dem neuen Vorzeigquartier bisher jedoch: das unkontrollierbare, subversiv bis anarchistische Potenzial verwinkelter Hinterhöfe, in denen der Mythos Schwabing einst entstanden ist. ||

Linien in die Gegenwart

In Nürnberg steht das vierte Staatstheater im Freistaat. Und der Intendant Jens-Daniel Herzog hat viel damit vor.

Für das Nürnberger Staatstheater geht es in eine neue Runde. Die Planfeststellung für die Generalsanierung steht an und mit Jens-Daniel Herzog hat das Traditionshaus mit der Spielzeit 2018/19 einen neuen Spielführer, und das im wörtlichen Sinne, denn der Hausherr soll nicht nur den Umbau leiten, sondern er kommt auch als inszenierender Regisseur. Jens-Daniel Herzog löst am Nürnberger Staatstheater die Ära Peter Theiler ab, der mit dieser Spielzeit als Intendant nach Dresden gezogen ist. Der gelernte Schauspielmann Herzog ist den älteren Münchner Theaterfreunden noch als Regieassistent an den Kammerspielen der Dorn'schen Zeit bekannt. Als Schauspielregisseur inszenierte der heute 55-jährige Herzog in München, Hamburg, Frankfurt oder auch Zürich, bevor ihn die Opernstoffe immer stärker anzogen und er mit der Intendanz an der Oper Dortmund in die Rolle der Theaterführung hineinfand. Gleich zu Beginn der Spielzeit hat er das Nürnberger Opernhaus mit Prokofjews Alterswerk »Krieg und Frieden« nach dem Tolstoi-Roman vor eine echte Leistungsprobe gestellt.

»Krieg und Frieden« als Spielzeiteröffnung. Das ist ja ein Titel wie drohender Donner. War es so gemeint?

»Krieg und Frieden« ist ein zentrales Stück des 20. Jahrhunderts, und es ist ein Stück, mit dem man sein Haus gut kennenlernen kann.

Das bedeutet Betrieb unter Hochdruck für alle Gewerke. Das ganze Ensemble kann sich dabei dem Publikum vorstellen. Es ist ja auch ein großes Chorwerk. Aber mein zentraler Gedanke war: Wir als Theater stellen uns der Weltliteratur und den aktuellen Fragen unserer Gesellschaft. Und da sehen wir, dass die Weltkonflikte immer näher rücken und in unsere politische Binnendiskussion eindringen. Die Musik in »Krieg und Frieden« ist ja zweigeteilt. Der Frieden hat sehr moderne Musik und im zweiten Teil wechselt sie dann zum Teil in schamlose Propagandamusik. Das Wiedererstarben einer Nation über das Besiegen des Feindes ist wieder eine so zentrale Frage geworden, dass wir gesagt haben, das ist leider das Thema zur Stunde.

Prokofjew erinnert daran, dass sich Geschichte wiederholen kann. Gleichzeitig ist es aber auch ein Propagandawerk der sowjetischen Jahre des letzten Jahrhunderts!

»Krieg und Frieden« ist ein hochkomplexes Werk mit vielen Zeitebenen. Es zeigt uns ein Russland von 1812, in dem die französisch sprechende Oberschicht erst einmal Russisch lernen musste, um auf der Straße nicht erschlagen zu werden. Dann kommt der Überfall Napoleons, und die Oper greift natürlich den Großen Vaterländischen Krieg auf, der sich in der Realität durch den Einmarsch der deutschen Armee wiederholt. Aber das Thema berührt auch das heutige Russland

unter Putins Herrschaft: panslawistische Ideologie, ein neuer Imperialismus, die Nation als Ursprung von Identität. Diese Themen wollten wir in der Inszenierung verhandeln.

In Ihrer ersten Spielzeit haben Sie ja mit dem selten aufgeführten »Krieg und Frieden« und Händels »Xerxes«, aber dann etwa mit »Madame Butterfly« und »Lohengrin« als Publikumsmagneten sehr attraktive Premieren aufgesetzt. Wie sind denn Ihre Programmstrategien für Nürnberg?

Es muss eine Dringlichkeit geben, etwas für sein Publikum erzählen zu wollen. Wir brauchen also Linien, die in unsere gesellschaftliche Gegenwart passen. Das kann jeder Komponist sein. Am Ende einer Entscheidung, welches Stück im Spielplan steht, muss eine Aufführung sein, die relevante Gesellschaftskunst ausdrückt. An erster Stelle steht bei mir immer, was erzählen wir und wie?

Sie sind Chef eines Mehrspartentheaters, inszenierender Intendant, demnächst auch Bauherr – wie schafft man das? Arbeiten Sie das dreifache Pensum?

Das ist im Moment wirklich anspruchsvoll. Natürlich bin ich jetzt bei den Strukturen und muss Personalverantwortungen setzen, damit ich auch die Zeit für die Regiearbeit bekomme. Aber dann stehen die Zukunftsfragen an, was für das Haus für die Zeit in zehn, fünfzehn Jahren entwickelt werden muss. Welches Unterhaltungs- und Bildungsbedürfnis etwa das Publikum dann hat. Theater der Zukunft sagt sich an der Stelle immer so leicht, aber wir müssen dafür schon sehr konkrete Aufgaben lösen. Digitalisierung des Hauses, akustische Grundbedürfnisse, die Wünsche einer sich ändernden Stadtgesellschaft.

Stiefkinder der meisten Theater sind die Operetten. Sie haben in dieser Spielzeit den ungarisch-deutschen Komponisten Paul Abraham mit »Ball im Savoy« im Programm. Darf man sich in dieser Richtung in den kommenden Jahren mehr erhoffen?

Wir haben lange überlegt, wie wir das Thema angehen. In der althergebrachten Mischkalkulation, das heißt, wir spielen etwas für bestimmte Zielgruppen und finanzieren damit anderes, was uns näher ist – oder machen wir das zur Herzensangelegenheit? Und dann sind wir auf Paul Abraham und die Berliner Operette gestoßen. Die Nazis haben ja bei den jüdischen Komponisten der 20er und 30er Jahre die typischen Klänge wie Saxofon, Klezmer- und Schlagwerke gestrichen und durch pastosen, süßlichen Streicherklang ersetzt, den wir noch in den 50er und 60er Jahren gehört haben. Das ist die musikalische Seite, die wiederentdeckt werden muss. Und dann die Geschichten – das Freche und Subversive, trotz Happy End immer ein Tanz über dem Abgrund, vorbei an ganz nahen Katastrophen – das macht den Reiz dieser Kompositionen aus. **Das Nürnberger Opernhaus, wie es am Nürnberger Ring vor dem Stadtgraben steht,**



Jens-Daniel Herzog | © Christine Dierenbach

stammt noch aus der Kaiserzeit. Seit 2005 ist es neben Nationaltheater, Residenztheater und dem Gärtnerplatztheater das vierte Staatstheater im Freistaat. Von Großstadtabgasen eingedunkelt, ist der Nürnberger Opernbau heute mehr finsternes Walhall als Frühlingswiese aus den »Meistersingern«. Aber auch das Innere, die Technik, der Brandschutz und die akustischen Gegebenheiten stehen vor einer dringenden Generalsanierung. Was wird kommen?

Ja, wenn ich das wüsste! Wir haben zwar ein Bekenntnis von Stadt- und Staatsregierung zu dem großen Bauvorhaben Opernhaus. Von unserer Seite haben wir Bedürfnisse an Funktionen und gewachsenem Raumbedarf in einem Plan vorgelegt. Uns fehlen Seitenbühnen, wir haben keine Drehbühne, die Unterbühne ist veraltet. Die Bühnenbilder werden aus einem kleinen Magazin durch ein Nadelöhr rein- und rausgeschafft. Das sind immense logistische Verluste. Im Zuschauerraum muss eine moderne, ansprechende Akustik geschaffen werden. Und außen müssen Platzgestaltung und Zuwege überprüft werden. Schließlich haben wir auch städtebaulich eine Brückenfunktion zwischen Alt- und Südstadt. Da muss einiges in Richtung moderne Urbanität passieren.

Dann lassen Sie uns noch einen Blick in die nähere Zukunft tun. Im Februar bringen Sie Mozarts »Cosi fan tutte«. Verraten Sie schon, wie das unter Ihrer Regie aussehen wird?

Ein großes Menschenexperiment, gleichsam eine Operation am offenen Herzen! Alles, woran die jungen Menschen in diesem Stück glauben, wird einfach umgestülpt. Die entdecken Dinge über sich, die sie lieber nicht wissen wollen. Die menschlichen Bindungsfähigkeiten werden infrage gestellt. Das werden wir auch technisch darstellen, mit einer Bühne in der Bühne. Und die wird sich dann auflösen, wie sich auch Menschenpsychologien immer wieder auflösen. ||

INTERVIEW: THOMAS KIEFER

STAATSTHEATER NÜRNBERG – SPIELZEIT 2018/19

Staatstheater Nürnberg | Richard-Wagner-Platz 2-10 | Tickets: 0180 1344276
www.staatstheater-nuernberg.de

Anzeige

MKO

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER — »VORWIEGEND HEITER« SAISON 18/19
4. ABO — 31.1.2019, PRINZREGENTENTHEATER, 20 UHR — ILYA GRINGOLTS VIOLINE; EMILIO POMARICO DIRIGENT — XENAKIS »AROURA«; HINDEMITH KAMMERMUSIK NR. 4 (VIOLINKONZERT); BRAHMS SERENADE NR. 1 D-DUR
WWW.M-K-O.EU



GRINGOLTS
POMARICO

XENAKIS · HINDEMITH · BRAHMS



Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst



Landeshauptstadt München Kulturreferat



bezirk oberbayern



BR KLASSIK



Händels »Xerxes« spielt in Nürnberg auf einer Skaterbahn | © Pedro Malinowski

17 Hippies | © Schmidt-Schliebener



Berlin mit **A**usblick

Was genau die 17 Hippies spielen, kann keiner sagen.
Aber es macht Spaß, besonders auf der Bühne.

JÜRGEN MOISES

Das erste Album, das die 17 Hippies 1999 in Frankreich herausbrachten, trug den Titel »Berlin Style«. Damit verpasste die dort 1995 gegründete Truppe nicht nur ihrer Musik, sondern auch umgekehrt der deutschen Hauptstadt einen internationalen Stempel, auf den diese damals durchaus stolz sein konnte. Und der ihr auch heute noch, 19 Jahre später, gut zu Gesicht steht. Als dynamisch, weltoffen und multikulturell gilt die Stadt ja eh, und die 17 Hippies treiben das Ganze mit ihrer wilden Mischung aus Folk, französischem Chanson, Jazz, Rock und osteuropäischen Rhythmen noch ein bisschen auf die Spitze. Passend dazu wurde von Anfang an auf Deutsch, Französisch und Englisch gesungen.

Warum sich die aktuell 13-köpfige Truppe 17 Hippies nennt, das ist bis heute nicht so

recht geklärt. Aber es hat vielleicht damit zu tun, dass die Berliner, die in Deutschland vor allem durch ihren Soundtrack zu Andreas Dresens Film »Halbe Treppe« bekannt wurden, im Studio oder auf der Bühne gerne noch für weitere Musiker Platz machen. So haben sie sich bereits 1997 mit verschiedenen DJs und Elektronikmusikern unter dem Namen Sexy Ambient Hippies zusammengefunden. Mit der französischen Band Les Hurlements d'Leo haben sie zudem die Formation Hardcore Troubadours gebildet. Und als 17 Hippies Play Guitar haben sie mit den Gitarristen Marc Ribot und Jakob Ilja live gespielt.

Im Münchner Ampere stellen die Freaks jetzt ihr neues Album »Kirschenzeit« vor. Der Titel spielt auf das französische Lied »Le temps de cerises« aus dem 19. Jahrhundert

an, das heute in der Regel mit den Revolutionären der Pariser Kommune assoziiert wird. Das passt sehr gut zu 100 Jahren Novemberrevolution, die aktuell gefeiert werden. Wobei die politischen Bezüge dann doch nicht so tief gehen. Andererseits handelt auch »Le temps de cerises« nicht von Politik, sondern von einer verflochtenen Liebe. Und das in einer Mischung aus Hoffnung und leiser Wehmut, wie sie auch das sehr schöne, neue, insgesamt eher ruhige Album und auch das aktuelle Programm der 17 Hippies prägt. ||

17 HIPPIES

Ampere | Zellstr. 4 | 19. Januar | 19.30 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de

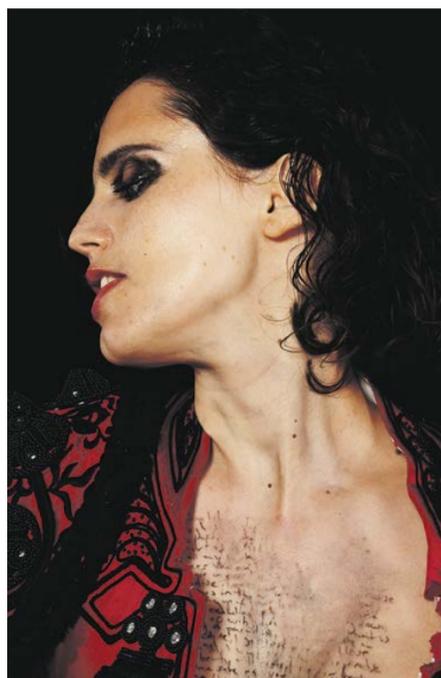
Die Vielseitige

Anna Calvi kann rocken oder auch Opern schreiben.
Zurzeit ist sie mit neuen Liedern unterwegs.

DIRK WAGNER

Anna Calvis letztes reguläres Studioalbum erschien 2013. Daraus aber zu schließen, dass die studierte Violinistin und Gitarristin fünf Jahre für ihr unlängst veröffentlichtes drittes Werk gebraucht hätte, übersieht die Nebenprojekte, mit denen die Engländerin zwischenzeitlich präsent blieb. Sei es ein David-Bowie-Tribute oder eine EP mit Coverversionen, auf der sie sogar David Byrne von den vormals Talking Heads unterstützte. Oder sei es die Zusammenarbeit mit Marianne Faithfull, auf deren letztem Album Calvi ebenso mitwirkte wie beim BBC-Fernsehauftreten der Grande Dame des Pop 2014. Vor allem aber unterschlägt so eine Annahme die von Anna Calvi komponierte Oper »The Sandman« nach E.T.A. Hoffmann, die 2017 in Robert Wilsons Inszenierung bei den Ruhrfestspielen uraufgeführt wurde.

Und doch gleicht es einem Comeback, wenn die Sängerin im Flamenco-Look endlich wieder mit ihrer Fender-Telecaster ausgestattet die Bühne betritt, um die Songs ihres Albums »Hunter« live zu präsentieren. Ob man sie als Mann besser verstehen würde, fragt sie beispielsweise in »As a Man«. Und gleich rät sie den Kollegen in »Don't Beat the



Anna Calvi | © Maisie Cousins

Girl out of My Boy«, deren weibliche Seiten nicht zu verneinen. Augenzwinkernd natürlich, denn eigentlich weiß Calvi gar nicht, welches die männliche und welches die weibliche Seite sein soll. Zumindest stellt sie infrage, dass etwa Stärke eine maskuline Eigenschaft sei. Kaum möchte man allerdings eingestehen, dass man selten eine Frau die E-Gitarre in solcher Weise hat spielen sehen, fühlt Mann sich beim eigenen Sexismus erwischt, zumal Anna Calvi es ablehnt, als ausdrücklich feminine Musikerin betrachtet zu werden. Sie fühle sich vor allem als Musiker, soll die Frau gesagt haben, von der Brian Eno, Musiker unter anderem bei Roxy Music und Produzent unter anderem für U2, mal geschwärmt hatte: »Sie ist die Beste seit Patti Smith.« Und weil sie noch dazu über mehrere Oktaven singt, reichen die Vergleiche der Journalisten von Jimi Hendrix bis Maria Callas. Schon seltsam, diese Klischees! ||

ANNA CALVI

Freiheizhalle | Rainer-Werner-Fassbinder-Platz 1 | 16. Januar | 20.30 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.freiheiz.com

Eine Frage der Haltung

Der Trompeter Ambrose Akinmusire bezieht Stellung, als Musiker und Intellektueller des jungen Amerika.



Ambrose Akinmusire | © Ralf Dombrowski

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

Tremolierende Streicher, ein einzelner klarer Basston auf dem Klavier, schließlich ein allmählich anschwellender Wirbel auf dem Tomtom. So beginnt das erste Stück auf dem aktuellen Album »Origami Harvest« von Ambrose Akinmusire. Der 36-jährige Jazztrompeter, als Sohn nigerianischer Eltern im kalifornischen Oakland aufgewachsen, überlässt nichts dem Zufall. Seine Mischung aus zeitgenössischem Jazz und Rap-Einlagen ist so erfrischend unkonventionell wie kühn kalkuliert. Das amerikanische Magazin »Down Beat« beschreibt sein Spiel als spektakulär und gar nicht schüchtern, muskulös treibend mit einem Vorwärtsklang scharfer Phrasierung und einer Vorliebe für Intervallsprünge.

Kein Zweifel, Akinmusire hat eine Mission. Schon in seinem Blue-Note-Debütalbum »When the heart emerges glistening« von 2011 ließ er in dem Titel »My name is Oscar« zur Musik kurze Texteinlagen wie »I am you, don't shoot« oder »We are the same« skandieren. Damit wollte Akinmusire auf den Mord an dem jungen Afroamerikaner Oscar Grant III aufmerksam machen. In »Origami Harvest« nimmt der Kalifornier diesen Faden wieder auf. Das mag nervig sein, kommentiert er dieses wiederholende Beharren. Aber bei der anhaltenden Zahl schwarzer Leben, die durch strukturellen Rassismus beendet würden, sei das für ihn so, als habe sich seit seinem ersten Album nichts geändert. Ein neuer Miles Davis, der, wie einst das Vorbild, dezidiert zum schwarzen Künstlersein Stellung bezogen hat? Intellektueller vielleicht, aber nicht weniger nachdrücklich. Ende Januar gibt Ambrose Akinmusire, der unter anderem beim Berliner Jazzfest 2017 gefeiert wurde, ein Gastspiel im Jazzclub Unterfahrt. Die Album-Streicher vom New Yorker Mivos Quartet, mit denen er für Blue Note aufgenommen hat, werden zwar nicht dabei sein, ebenso wenig der Art-Rapper Kool A.D. Gleichwohl versprechen Akinmusires Quartett-Kollegen Sam Harris (piano), Harish Raghava (bass) und Justin Brown (drums) einen herausfordernden Jazzabend, den man sich nicht entgehen lassen sollte. ||

AMBROSE AKINMUSIRE

Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 29. Januar
21 Uhr | Tickets: 089 4482794
www.unterfahrt.de

Agent Provocateur

Für Alligatoah ist Rap mehr als Tanktop und dicke Hose. Das macht ihn zu einem herrlich unbequemen Star.

RALF DOMBROWSKI

Fragt man die Statistiken der Streamingdienste, dann ist Rap ganz weit vorne. Allerdings sind es eher die Stierhoden-Varianten mit dem verbalen Muskelspiel der Hormonprotze, wahlweise die Selbsterkenntnisse von Teilzeitgangstern, die die HörerInnen begeistern. So finden sich unter den ersten zwanzig der beliebtesten Spotify-Künstler 2018 in Deutschland zwar RAF Camora, Kollegah und Bushido. Die pfiffigeren und intellektuell etwas fordernderen Vertreter des Genres wie Marteria oder Alligatoah aber sucht man auf den Podesten vergebens. Macht nichts, die Hallen sind in der Regel trotzdem voll, schon weil jemand wie Lucas Strobel, genannt Alligatoah, mit seinen Texten auch andere Bevölkerungsgruppen als den geschmacks- und ideologieverwirrten jungen Mann anspricht: »Man darf als Künstler nicht den Fehler machen, sich am Widerspruch der anderen zu orientieren, sonst droht die eigene Kunst gefällig zu werden. Bislang dürfen wir hier alles sagen, und man muss es eben ertragen können, dass andere etwas nicht in Ordnung finden. Das ist Teil eines demokratischen Prozesses. Ich bin auch jemand, der viele Seiten verstehen kann, oft zwischen den Stühlen sitzt und auch mal schlichten muss. Ich mag es daher, in Songs die Diskussion offenzulassen, so dass sich ein Hörer selbst Gedanken machen muss.«



Alligatoah | © Norman Z

Anstrengend ist das, führt auch zu Missverständnissen, ist aber Teil des künstlerischen Konzepts, das hinter der Kunstfigur Alligatoah steckt. Denn Lucas Strobel schlüpft gerne in Rollen. Der Vita nach soll er das schon als Kind gerne gemacht haben, auf der Bühne erscheint er damit seit rund eineinhalb Jahrzehnten. Es gab Goldene Schallplatten wie für die Alben »Triebewerke« oder »Musik ist keine Lösung«, und der Szeneruhm des Rappers, Texters und Produzenten aus dem Niedersächsischen wuchs beständig. Zurzeit hat er wieder neue Lieder am Start, singt durchaus

provokativ von Urlaubswahn und Alkohol, Denkfaulheit und Bigotterie, ironisch, manchmal sarkastisch, zuweilen bizarr in der Konstruktion der Themen. Der kleine Button »explizit« leuchtet neben jedem seiner Stücke auf, doch ihm geht es eher um die Herausforderung des Intellekts als um die Behauptung einer Wahrheit. Damit ist er Kind des Battle-Raps, auch wenn er gestalterisch längst darüber hinaus ist. Denn Alligatoah begnügt sich nicht mit Beats. Seine Stücke sind Lieder, die stilistisch Elemente vom herben Rock über Reggae bis zur Flamencogitarre aufnehmen. Sein Flow ist ebenso präzise wie lässig, das Spiel mit dramaturgischen Mitteln, wie etwa dem Fortsetzungsrap als Erzählklammer über ein ganzes Album hinweg, gehört zu seinen

Markenzeichen. Und er führt sein Publikum aufs Glatteis, bringt es etwa dazu, eine liebevolle Melodie über das Beinebrechen oder das Füttern von Flüchtlingen mitzusingen, noch bevor es merkt, dass es bereits Teil einer bitteren Satire ist. Alligatoah ist ein Schalk, ein Verführer mit dem Herzen eines Aufklärers, aus dessen Konzerten man mit dem Gefühl kommt, sich doch über einiges endlich mal Gedanken machen zu müssen, während man beiläufig »Mein Gott hat den Längsten« vor sich hin summt. ||

ALLIGATOAH

Zenith | Lilienthalallee 29 | 19. Januar | 19.30 Uhr | Tickets: 01806 570070 | www.alligatoah.de

Anderer Ort, neue Ideen

Das musikalische Nachtleben ist reif für ungewohnte Klänge. Und so landet Klassik in der Roten Sonne.



Klassisches im Club Rote Sonne mit dem MKO | © Florian Gansmeier

DIRK WAGNER

Klassik in Clubs, Hochkultur im Nightlife. Das klingt wie die Forderung der bildenden Künstlerin Jenny Holzer, die Kunst aus ihren Tempeln, den sogenannten »white cubes«, zu befreien, um sie auch denen näherzubringen, die die heiligen Hallen der Hochkultur meiden. Doch dank zahlreicher Klassikkonzerte in der Bar Gabanyi, in der Milla oder im Harry Klein scheint eine solche Forderung in München musikalisch bereits in einigen Fällen eingelöst zu werden, was im Übrigen auch Abonnenten jener »white cubes« eine wohlthuende Alternative zu den angestammten Hör- und Wahrnehmungsgewohnheiten bietet. Zwar spricht nichts dagegen, der Musik im Zuschauerraum andächtig und ohne einen Drink in der Hand zu lauschen. Doch nicht minder andächtig gelingt der Hörgenuss, wenn in der Bar Gabanyi zum Vortrag einer Kammermusik auch ein guter Whisky gereicht wird. Oder wenn Musikinteressierte während des New Chamber Music Festivals in der Milla Bier trinken.

Spannenderweise verändert der Ortswechsel nicht nur wie beabsichtigt das Publikum. Nach dem Motto: Wenn Popfans nicht den Schritt in unsere Philharmonien wagen, überzeugen wir sie andernorts. Schaut man zum Beispiel, welches Programm die Musiker der Münchner Philharmoniker und des Münchner Kammerorchesters (MKO) auf ihrem nächsten gemeinsamen BMW Clubkonzert in der

Roten Sonne spielen, entsteht schnell der Eindruck, als fände mit dem Ortswechsel auch inhaltlich eine neue Verortung der Musik statt. Das einzige Bläserquintett des schwedischen Komponisten Carl Nielsen trifft hier auf Ligetis »Sechs Bagatellen für Bläserquintett«. Letztere adaptieren vorausgegangene Bagatellen fürs Klavier, bei denen Ligeti noch von Bartok beeinflusst war. Die Möglichkeiten der Bläser, ein und denselben Ton auf verschiedenen Instrumenten zu spielen, gewinnt den einstigen Klavierkompositionen prächtigere Klangfarben ab. Oder ein Streichtrio der Grande Dame der zeitgenössischen Musik, Sofia Gubaidulina, trifft auf ein Frühwerk Beethovens, mit dem dieser quasi aus Mozarts Schatten hervortrat, das »Streichtrio in c-moll, op. 9«. Weil bei einer derart intimen Besetzung jedes Instrument jederzeit in jeder Nuance wahrgenommen wird, verlangt sein Vortrag erfahrene Musiker wie die der Philharmoniker oder des MKO. Die Clubatmosphäre in der Roten Sonne kann da eine zusätzliche Herausforderung sein, die dann aber mit einem umso intensiveren Konzerterlebnis entlohnt wird. ||

BMW CLUBKONZERTE

Rote Sonne | Maximiliansplatz 6 | 26. Januar 20.30 Uhr | Tickets: 089 548181400 www.spielfeld-klassik.de

Anzeige



Villagers collecting scrap from a crashed spacecraft, surrounded by thousands of white butterflies. Environmentalists fear for the region's future due to the toxic rocket fuel. RUSSIA, 2000. © Jonas Bendiksen/Magnum Photos

MAGNUM MANIFESTO

17. Oktober 2018
bis 27. Januar 2019
KUNSTFOYER
Maximilianstraße 53
Täglich geöffnet
9:00 bis 19:00 Uhr
Geschlossen am
24.12./25.12./31.12.2018

MAGNUM PHOTOS

VERSICHERUNGSKAMMER KULTURSTIFTUNG

Ganz weit draußen

Die whiteBOX wagt sich mit »Out Of The Box« an ein Festival, wie es München noch nicht erlebt hat.

RALF DOMBROWSKI

Irrwitz wagen. Eigentlich ist das als Maxime selbstverständlich, wenn man etwas veranstalten will, was über die Buchung von Tourneekünstlern oder auch die Inszenierung von Naheliegender hinausgeht. Trotzdem ist inhaltliches Risiko im nicht subventionierten Kulturbetrieb selten. Das hat häufig finanzielle Gründe, aber manchmal fehlen auch die Visionen. Und das wiederum ist Martina Taubenberger ein Rätsel. Denn überall warten Ideen auf Entdeckung und Umsetzung. Seit einem Jahrzehnt ist die promovierte Kulturmanagerin auf vielen Baustellen unterwegs, berät Unternehmen, Städte und Gemeinden, konzipiert Festivals, coacht und inszeniert, kommuniziert, vernetzt, synergisiert.

Als im Sommer 2016 die whiteBOX im Münchner Werksviertel als offener Kulturraum an den Start ging, übernahm sie die künstlerische Gesamtleitung und bringt seitdem eine fulminante Mischung aus Street-Art, Foto- und Lichtkunst, Ausstellungen, Education-Projekten, Klang- und Körperkunst, Performance und Nachhaltigkeit in die Stadt. Es ist ein dickes Paket der Wagnisse, jedes Mal ein Abenteuer für die whiteBOX selbst und ihr Publikum. Aber die Projekte vom Street Dance Festival und dem Jugendorchesterfestival »Auftakt« über die Interkulturelle Musikperformance »I Exist – nach Rajasthan« oder auch Aline Brugels Fotoplakataktion »Corps In Situ In City« bis hin zum »GraffitiMuseum – Inventarium« oder auch dem Kompositionsauftrag »Das Leuchtturmprojekt (Epilog im Himmel)« bewähren sich und haben aus der whiteBOX in rasanter Geschwindigkeit einen zentralen Ort der Kreativkultur in München gemacht.

Und das bestärkt Martina Taubenberger und ihr Team, mit dem Festival »Out Of The Box« noch einen Schritt weiter zu gehen. Als Thema über den Veranstaltungen im Januar steht »Klingende Naturgewalten« und da wiederum ist Wasser in seinen unterschiedlichen Aggregats- und Schwingungszuständen das Zentrum. Den Ausgangspunkt bildet Terje Isungset. In den Achtzigern trommelte der norwegische Perkussionist in verschiedenen Jazzbands, war aber nicht glücklich mit den Möglichkeiten des Ausdrucks, die sich ihm boten. Für ihn war alles Klang, nicht nur das Set, das auf der Bühne stand, und so begann er, Naturmaterialien für seine Sounds zu verwenden. Isungset trommelte auf Holz, auf Fels und entdeckte zu Beginn des vergangenen Jahrzehnts das Eis für sich als Klangkörper. Zunächst nur für das Winterfestival 1999 in Lillehammer als Projekt beauftragt, entwickelte der vergängliche Werkstoff für ihn eine enorme akustische Faszination. Erste Aufnahmen entstanden, bald darauf rief er 2006 in Geilo das erste Eismusik-Festival ins Leben. Seitdem tourt er mit seinen selbst geschnitzten und geformten Instrumenten durch die Welt, als Musiker, aber auch als Botschafter für mehr Sorgfalt im Umgang mit den natürlichen Ressourcen dieser Erde. Im Rahmen von »Out Of The Box« wird er am 11., 12. und 13. Januar jeweils um 20 Uhr und zusätzlich für Kinder und Familien (12. Jan., 15 Uhr) open air auf dem Dach des Gebäudes (Hoch5) Konzerte geben, unterstützt von grandiosen KollegInnen wie der Sängerin Maria Skranes, dem Trompeter Arve Henriksen, dem Bassisten Anders Jormin und dem Gesangsensemble Trio Mediaeval. Neben den Eis-Instrumenten entsteht außerdem ein vergänglicher Skulpturenpark des französisch-schweizerischen Fotografen und bildenden Künstlers Eric Mutel, der das Dachgeschoss des Hoch5 mit zahlreichen Stelen ausstatten wird, die nach den jeweiligen Konzerten eingehend besichtigt werden können.

Den zweiten Teil des Festivals bestreiten Musiker aus Dänemark. Sie teilen Isungsets Begeisterung für Wasser, jedoch auf andere Weise. Denn das Ensemble »AquaSonic« spielt Musik unter Wasser. Dafür wurden in Zusam-



Von oben nach unten:
»AquaSonic« | © Charlotta de Miranda
»Eismusik« | © Emile Holba
»Space Unfolding« | © Ralf Dombrowski

menarbeit mit Tiefseetauchern, Instrumentenbauern und Forschern eigens Instrumente entwickelt, die sie in verschiedenen Tanks in der whiteBOX präsentieren und spielen werden. Drei Abendkonzerte (25. bis 27. Jan., 20 Uhr) und eine Matinee (27. Jan., 11 Uhr) sind geplant, und das Hörerlebnis ist so ungewöhnlich, dass sich seit der Premiere 2016 bislang kaum jemand der Ausstrahlung von »AquaSonic« entziehen konnte.

Teil drei von »Out Of The Box« bezieht sich auf das Verhältnis von Klang im Raum. Über den Konzerten und Performances vom 31. Januar bis zum 2. Februar steht das Thema

»Digitale Poesie«, und ein sehr unterschiedliches Team von KünstlerInnen wird diese Relationen aus verschiedenen Perspektiven einkreisen. Der Klarinettist Claudio Puntin und die Videokünstlerin Alba G. Corral loten zu Beginn (31. Jan., 20 Uhr) die Beziehungsgeflechte von Improvisation, Sound, Licht und Bild aus. Am folgenden Abend stellt der Lichtkünstler Kurt Laurenz Theinert sein »Visual Piano« (1. Feb., 20 Uhr) vor, eine Verknüpfung von Rauminstallation und Soundentfaltung, gefolgt und abgerundet von Ralf Schmidts »Pyanoock« (2. Feb., 20 Uhr), einer interaktiven Klangvideoperformance.

Neben diesen ungewöhnlichen Klangprojekten hat »Out Of The Box« auch sehr haptische und physische Momente zu bieten. Denn am 19. Januar wird nebenan im Technikum gefeiert, die »Out Of The Box Dance Night« mit den drei in der heimischen Szene sehr angesagten Projekten Organ Explosion, Ark Noir und Slattec. Mit der »Pastorale re/visited« (20. Jan., 15 Uhr) wird außerdem das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks als eigenes Projekt zusammen mit Komponisten, einer Videokünstlerin und Schülern Beethovens sechste Symphonie mit den Themen Natur, Klima und Veränderung verbinden. Und die meisten der Klangkünstler laden außerdem zu Kinderkonzerten ein, schließlich gibt es genug Außergewöhnliches zu entdecken. Irrwitz, Risiko wagen: Für die whiteBOX und das Taubenberger-Team ist »Out Of The Box« das bislang verrückteste Projekt. Aber es weist über die Normalität hinaus. Jetzt kann man nur hoffen, dass es ordentlich kalt bleibt. ||

OUT OF THE BOX – KLINGENDE NATURGEWALTEN

whiteBOX / Hoch5 / Technikum
Atelierstr. 10 / Speicherstr. 26 | 11. Januar
bis 3. Februar | verschiedene Zeiten
Tickets: 089 54818181 | www.whitebox.art

Anzeige

münchner
symphoniker

CLARA SCHUMANN

HERKULESSAAL
SO 24.02.2019
11 UHR

ELFRIDA ANDRÉE
Konzertouvertüre D-Dur

ROBERT SCHUMANN
Abendlied op. 85 Nr. 12

CLARA SCHUMANN
Klavierkonzert a-Moll op. 7

ROBERT SCHUMANN
Ouvertüre zu »Genoveva« c-Moll op. 81

CARL MARIA VON WEBER /
FRANZ LISZT
Polonaise brillante op. 72
für Klavier und Orchester

FELIX MENDELSSOHN BARTHOLDY
Symphonie Nr. 4 A-Dur
op. 90 »Italienische«

DANAE DÖRKEN | Klavier
TOMÁŠ BRAUNER | Leitung

089 44 1196 26
www.m-sym.de

Der Klang unserer Stadt.

Di, 8.1.

MUSIK | JAZZ+: FIELD

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1b | Tickets: Abendkasse | www.jazz-plus.de | www.field4.de

Uli Kempendorff, Christopher Dell, Jonas Westergaard und Peter Bruun stellen ihr aktuelles Album »Heal the Rich« vor, voller rhythmischer Verschiebungen und mächtigem Groove. Die Berliner Jazzer sind verwegene Tüftler und Klangverfremder, die die spannenden Verflechtungen immer im Blick haben.

Do, 10.1.

MUSIK | »LIFE IS TOO SHORT FOR BORING MUSIC«

Milla | 20.00 | Holzstr. 28 | www.milla-club.de

Doch, doch, doch! Der Underground lebt und atmet auch in München. Das beweisen die drei Bands Zoo Escape, Fuck Yeah und The Politicians, die gerade abseits des Zeitgeists mit Euphorie, Kompromisslosigkeit und einer gehörigen Portion Wut überregional auf sich aufmerksam machen. Ob Power-Pop, Glam, Post-Punk, Wave, Beat, Garage-Surf – alles ist erlaubt, nur keine Langeweile.

So, 13.1.

MUSIK | CAFÉ UNTERZUCKER: »TIERLIEDER«

Theater im Fraunhofer | 20.30 | Fraunhoferstr. 9 | Tickets: www.fraunhofertheater.de

Das Café Unterzucker, Institut für ungesüßte Kinderkultur und unversäuerten Erwachsenenschmarn, ist kein Kaffeehaus, sondern eine Kapelle, die für Kinder, aber auch für Erwachsene mit kindlichem Gemüt spielt. Heute sind also die Großen dran. Zu Gehör (Texte: Richard Oehmann, ja, das ist der vom Dr. Döblinger-Kasperltheater, Kompositionen: Tobias Weber, Musik mit Toni Gruber und Evi Keglmeier) kommt vor allem tierisches Liedgut wie der »Häselein«-Rock, eine Enten-Ode oder auch die düstere Moritat »Geisterreier«. Wer zu spät reserviert, ist selber schuld.

Di, 15.1. bis So, 3.2.

AUSSTELLUNG | LINE HOVEN: »SCRATCH MY BACK«

Villa Concordia | Mo bis Do 8.00–12.00 und 13.00–15.00, Fr 8.00–13.00, Sa bis So 11.00–16.00 | Concordiastr. 28, 96049 Bamberg | www.linehoven.de

Ein Abstecher ins schöne Bamberg lohnt allein schon wegen Line Hoven: Die Illustriatorin und Villa Concordia-Stipendiatin kratzt ihre Motive mit einem Messer in Schabkartons. So entstehen schwarz-weiße Kunstwerke, deren fein ausgearbeitete Details Geschichten voller hintergründigem Humor erzählen. Die Villa Concordia zeigt Arbeiten aus den letzten Jahren und aktuelle Bilder. Bekannt wurde Line Hoven mit ihren Illustrationen für die Serien »Dudenbrooks« und »Schmythologie« und die Graphic Novel »Liebe schaut weg«. Besonders schön sind ihre Zeichnungen in Burkhard Spinnens Buch »Das Buch – eine Hommage«, in der das Lesen in all seinen Facetten gefeiert wird.

Do, 17.1.

VORTRAG | DIE MÜNCHNER POLIZEI UND DIE RÄTEREPUBLIK

NS-Dokumentationszentrum | 19.00 | Max-Mannheimer-Platz 1 | www.ns-dokuzentrum-muenchen.de

Der Historiker Joachim Schröder erläutert, welche Turbulenzen die Münchner Polizei während der Räterepublik erlebte. Mehrere Polizeipräsidenten lösten einander ab, die »Löwengrube« versank im Chaos. Die Ereignisse im April/Mai 1919 und die Folgen der Räterepublik beeinflussten die weitere Entwicklung der Münchner Polizei nachhaltig.

Fr, 18.1.

MUSIKKABARETT FÖHN & SCHOTTER

Giesinger Bahnhof | 20.00 | Giesinger Bahnhofplatz 1 | Tickets: www.giesinger-bahnhof.de

»Was ist denn dieses München? Dieses verfluchte Mingal Du sagst München, das ist für mich so Föhnfrisuren, Rolltreppenregeln, vertriebene Obdachlose. So Aperol Spritz. Aber vielleicht ist ja München eigentlich der Schotter auf der Theresienwiese, wenn die Wiesn dann wieder weg ist. Wenn nichts mehr da ist. Nur noch Schotter. Das ist doch München! Wo ist denn hier nix mehr?! Freiraum? Wohnraum? Alles zugebaut! Oder ist München vielleicht ein Lied? Ein wunderschönes Lied. Oh, wie ich dich hasse! Wie ich dich liebe, mein München.« Das sagen und singen Ines Hollinger, Alexandra Martini und Oliver van Meerendonk.

Fr, 18.1.

MUSIK | OFFENE OHREN: SESTETTO INTERNAZIONALE

Einstein Kultur | 20.00 | Einsteinstr. 42 | Tickets: Abendkasse

Die ungewöhnliche Instrumentierung ist ein Hauptmerkmal des Sestetts, das einige der innovativsten Stimmen der aktuellen Improvisationsszene zusammenbringt. Faszinierende Instant-Kompositionen, verblüffende Stimmführungen und Deklinationen von Tonnüancen zeichnen das Sestetto Internazionale aus. Mit Alison Blunt, Achim Kaufmann, Veli Kujala, Gianni Mimmo, Ignaz Schick und Harri Sjöström.

Sa, 19.1.

MUSIK | HOMOSUPERSAPIENS

Taxi Salon im Import Export | 21.00 | Dachauer Str. 114 | Tickets: Abendkasse

Die HomoSuperSapiens haben das Raumschiff Enterprise samt Leutnant Uhura gekapert. Dort quirlen sie den guten alten Funk ohne Gewissensbisse durch und produzieren daraus extremen E- und P-Funk. Das Gebräu, das sie kredenzen, ist äußerst rhythmusintensiv, fruchtig und funky, wie es sich für eine Tanzband gehört. Dazu gibt es Lyrisches auf Deutsch, Türkisch und Englisch. Mit Tuncay Acar, Max Keller, Guillaume »Ke« Blondeau, Franz Brunner, Florian Laber und Fabian Füss.

Di, 22.1.

GESPRÄCH | DIGITALISIERUNG UND DEMOKRATIE: FLUCH ODER SEGEN?

Hochschule für Philosophie | 19.00 | Kaulbachstr. 31 | Tickets: Abendkasse | www.hfph.de

Markus Beckedahl (Netzpolitischer Aktivist und Journalist) und Katharina Zweig (Informatikerin, Analyse komplexer Netzwerke und Algorithmenethik) beleuchten aus unterschiedlichen Perspektiven die Herausforderungen, die die Digitalisierung für die Demokratie mit sich bringt: Einerseits verschärft sich der Ton politischer Kommunikation, andererseits eröffnen sich neue Formen der politischen Beteiligung. Digitalisierung löst Grenzen auf und zwingt die Akteure, Demokratie in globalen Zusammenhängen zu verstehen. Moderation: Alexander Filipovic (Medienethiker und Leiter des zem::dg.)

Do, 24.1.

VORTRAG | »HYSTERISCHE FURIEN UND SCHNATTERNDE GÄNSE«

Sendlinger Kulturschmiede | 19.00 | Daiserstr. 22 | Eintritt frei

In der Reihe »Revolutions WERKSTATT« spricht die Kulturwissenschaftlerin Karin Sommer über die ersten Frauen im bayerischen Parlament. Diese setzten sich couragiert für Bildung, Gesundheit und soziale Themen ein, aber auch dafür, einen neuen

Ton in die politische Diskussion einzubringen. Dabei blieben sie jedoch Fremdkörper in der männlich dominierten Welt der Politik.

Do, 24.1.

MUSIK | JÜTZ

Bürgerhaus Pullach | 20.00 | Heilmannstraße 2, 82049 Pullach | www.buergerhaus-pullach.de

Ausgehend von alpinen Weisen, über tonale Ab- und Umwege, stellt JÜTZ (Isa Kurz, Daniel Woodtli und Philipp Moll) die gesamtalpine Folklore kopfüber in den Rahmen einer ungenierten, alle Sinne beanspruchenden Klangkonferenz. Das schweizer-tiroler Ensemble bewahrt Traditionen und öffnet sie zugleich für grenzenlose Improvisation. Nicht zufällig lautet das Motto des Trios: »Das Wichtigste ist, niemals stehen zu bleiben.«

Fr, 25.1.

LESUNG | SALON MAYER: FATMA AYDEMIR UND NACHA VOLLENWEIDER

Stadtbibliothek am Gasteig | 19.00 | Rosenheimer Str. 5 | Eintritt frei | 26.1., 11.30: Literaturfrühstück mit F. Aydemir und N. Vollenweider

Im Salon Mayer wird abends gelesen und morgens mit Literatur gefrühstückt. Diesmal erzählt die Autorin Fatma Aydemir von Hazel, die im Berliner Wedding zuhause ist. Für ihre türkischstämmige Familie spielt sie die brave Tochter, auf der Straße aber kämpft sie mit ihren Freundinnen um das echte Leben. Als die Wut in Gewalt umschlägt, flieht Hazel in das für sie unbekannt Istanbul. In ihrem autobiographischen Comic-Essay »Fußnoten« verknüpft Nacha Vollenweider meisterhaft Impressionen deutscher Gegenwart mit Erinnerungen an ihre argentinische Heimat. Moderation: Klaus Blanc

Fr, 25.1.

MUSIK | JOHANNES ÖLLINGER: »BRIEFLIEDER«

Giesinger Bahnhof | 20.00 | Giesinger Bahnhofplatz 1 | Tickets: www.giesinger-bahnhof.de

Aus der Idee, Zitate aus Briefen zu Liedtexten zu kompilieren und diese zu vertonen, hat der Gitarrist Johannes Öllinger eine ganze Sammlung von »Briefliedern« gemacht. So erlebt man, wie Franz Kafka sich in Milena Jesenská verliebt, wie Kurt Tucholsky aus dem schwedischen Exil über Nazideutschland ätzt und wie sich Hannah Arendt und Heinrich Blücher in schnippischem Ton ihre Unentbehrlichkeit mitteilen. Einige andere mehr kommen ebenfalls zu Wort.

Sa, 26.1.

FIGURENTHEATER | FIGUREN THEATER TÜBINGEN: »DAS 2TE ICH«

Münchner Sadtmuseum, Saal | 19.00 | St.-Jakobs-Platz 1 | Tickets: Münchenticket ab 14 Jahren | www.figurentheater-tuebingen.de

Ein Mann gerät am Sylvesterabend auf der Flucht vor seiner Einsamkeit in ein zweideutiges Lokal mit einem Kaiserpanorama. Dort zeigt man ihm zwölf Bilder, die ihn durch das alte Jahr führen. Sie entpuppen sich als zwölf verpasste Chancen, vergessene Vorsätze und verdrängte Wünsche. Ausgangspunkt ist Walter Benjamins gleichnamiger Text, den er 1930 nach einem Traum verfasst hat. Figuren und Spiel: Frank Soehnle

So, 27.1.

LESUNG | COLIN CROUCH: »POSTDEMOKRATIE«

Ehemaliges Schrebergartenhäuschen von Else Belli | 11.00 | Schrebergartenhäuschen Parzelle 11, Nestroygärten, Nestroyst. (Westpark) | Anmeldung: info@schoenerscheitern.de

Das Kollektiv Schöner Scheitern lädt zur »konspirativen Lektüre« des zeitdiagnostischen Klassikers »Postdemokratie« des britischen Politikwissenschaftlers und So-

ziologen Colin Crouch ein. Darin beschreibt er den Niedergang unseres politischen Systems: Demokratische Institutionen existieren zwar weiterhin formal, werden aber längst nicht mehr, weder von den Bürgern noch von der Politik, mit Leben gefüllt.

Mo, 28.1. und Mi, 30.1.

MUSIK | ENSEMBLE ERRANTI/ PETER TILLING: »NEAR DEATH EXPERIENCE«

Schwere Reiter | 20.00 | Dachauer Str. 114 | Tickets: reservierung@schwerereiter.de

Nach seinen erfolgreichen Konzerten in Salzburg und Regensburg spielt Peter Tilling mit seinem ensemble erranti wieder einmal im Schwere Reiter: Am 28.1. stehen unter dem Motto »Nahtoderfahrung« die Uraufführung von Nikolaus Brass', »for tilling – Capriccio for Cello and small orchestra« auf dem Programm, sowie eine Uraufführung von Birke J. Bertelsmeier, mit der das Ensemble lange verbunden ist. Gespielt wird die deutsche Erstaufführung von Tristan Murails »Near Death Experience«, und Kompositionen von Isabel Mundry, Enno Poppe, Wolfgang Rihm und Peter Tilling vertiefen die Sinnfragen des Abends. Am 30.1. präsentieren die Cellisten Benedict Klöckner und Peter Tilling einen Duo-Abend mit Werken von Jean Barriere, Dai Fujikura, Peter Michael Hamel und dem Meisterwerk »MATCH« von Mauricio Kagel.

Di, 29.1.

LESUNG MIT MUSIK | ZWISCHEN PAZIFISMUS UND GEWALT

Bar Riffraff | 20.00 | Tegernseer Landstraße 96 | www.oskarmariagraf.de

In der Reihe »Uns kann nur die Revolution retten« nach einem Zitat von Oskar Maria Graf lesen Oliver Leeb und Katrin Sorko Pasmagen aus Grafts Werk, in denen er sich auf den Konflikt zwischen Militanz und gewaltlosem Widerstand bezieht, vor allem in Zusammenhang mit den Ereignissen in München 1918/19. Musikalisch werden sie von Josef Eder, Maxi Pongratz, Simon Ackermann und Stefan Straubinger begleitet.

bis Sa, 2.2.

AUSSTELLUNG | »STILL LIFE«

Galerie Schöttle | Di bis Fr 11.00–18.00, Sa 12.00–16.00 | Amalienstr. 41 | www.galerie-schoettle.de

Die letzte Ausstellung im 50-jährigen Jubiläumsjahr der Galerie ist dem Stilleben gewidmet und vereint unterschiedliche Künstlerpositionen, u. a. Rodney Graham, Lorena Herrera Rashid, Candida Höfer, Karin Kneffel, Thomas Ruff, Thomas Struth, Florian Süßmayr und Susan Weil. Die Darstellung unbewegter oder lebloser Gegenstände hat es seit Beginn der Malerei gegeben. Aber wie sieht es heute in der zeitgenössischen Kunst mit dem Stilleben aus? Ist die Vergänglichkeit noch von zentraler Bedeutung?

bis So, 3.2.

MUSIKTHEATER | MÜNCHENS KLEINSTES OPERNHAUS: »LUIA MILLER«

Pasinger Fabrik | August-Exter-Str. 1 | Tickets: MünchenTicket | Termine: www.pasinger-fabrik.com

Die Liebe der bürgerlichen Luisa Miller zum Adelssohn Rodolfo findet ein tragisches Ende, kaum dass sie begonnen hat. Ihre Väter haben kein Interesse am Glück der Kinder, und schlimme Intrigen treiben Rodolfo dazu, sich und seine Geliebte zu vergiften. Verdis Oper wird wegen ihrer Komplexität heute selten gespielt. Umso schöner, dass Münchens Kleinstes Opernhaus und sein wunderbarer musikalischer Leiter Andreas Heinzmann sich dieses Stoffs nach Schillers »Kabale und Liebe« von Schiller annimmt.